

Samenkörner.

Neue Folge.

Vierzehnter Jahrgang.



Elberfeld
Verlag von R. Brockhaus
1920



Druck: Albert Gastenrath, Giberfeld, Rue 1 — 5.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Betet unablässig!	1
Auf rauhem Pfad zu ewigem Glück	10
„Ich möchte gern etwas tun“	17
Stromaufwärts. (Gedicht)	21
Glaube und Unglaube	22
Das Evangelium im Tempel des Buddha	33
Wie Gott hilft	41
„Meine Sünden, meine Sünden! Ich bin verloren!“	43
Auch ein gezähmter Tiger	48
Daniels Mein	53
Der alte Steinklopfer	58
Von einem Chinesen, dem es ähnlich erging wie dem Hauptmann Kornelius	63
Die Befehung eines amerikanischen Artilleristen	64
Weshalb ich während des Urlaubs meiner Jungen nach Emden reisen mußte	69
Das Heilmittel Gottes für des Menschen Verderben	73
Eine gefährliche Fahrt	77
Feurige Kohlen	81
Vom „unbekannten Gott“	83
Weißer Lilien	85
Es werde Licht!	95
Ein Aufruhr mit friedlichem Ausgang	100
„Ich verrichte meine Gebete“	104
„Vergibt Er auch alles?“	106
„Weil wir die Brüder lieben“	110

	Seite
Auß dem Leben von Cäsar Malan	113
„Jeder, Vater, jeder“	116
Gerettet, um Rettung zu künden	121
Laß fahren deine Sorgen! (Gedicht)	124
Vom Aberglauben zum Glauben an Jesum	125
Ein Wort zur Reichstagswahl	137
Reichbelohnte Ehrlichkeit	141
„Beharret im Gebet!“	145
„Er wird Seinen Engeln über dir befehlen“	146
Das lebendige Wort Gottes	153
Die Botschaft der Toten	160
Wirst du wieder zum Leben erwachen?	164
Wort des Lebens (Gedicht)	166
„Du tust Deine Hand auf“	167
Des alten Gefängniswärters Befehring	173
Gnädig und heilig	178
Vater, bete du!	184
Bedenke dein Ende! (Gedicht)	187
Was Gottes Gnade vermag	188
Im Schlamm	198
Der herabgefallene Sack	203
„Suchet Jehova, während Er sich finden läßt!“	206
Wie die alte Großmutter Frieden fand	209
Die Blume auf dem Felsen	214
„Ich bin gut. Oder nicht?“	219
Gottes unendliche Liebe	225
Das Ende des Kampfes	229
Religion und Christus	230
Eine Evangelisationsreise unter Schwierigkeiten	236
Zwei „Muß“	240
Der Lügner von Anfang	244
„Der Seine Diener zu flammendem Feuer macht“	248





Betet unablässig!

Die Ermahnung des Apostels Paulus an die Thessalonicher, unablässig zu beten, ist in unseren Tagen beherzigenswerter als je. Sie war an Gläubige gerichtet, und kann auch nur für solche bestimmt sein, denn nur ein Gläubiger vermag unablässig zu beten. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß ein nicht wiedergeborener Mensch, ein Unbefehrter oder Ungläubiger, überhaupt nicht beten könnte oder sollte. Aber sein Beten trägt einen ganz besonderen Charakter. Das Gebet des Ungläubigen sollte dem des Zöllners in dem bekannten Gleichnis in Luk. 18 gleichen. In diesem Gleichnis teilt der Herr Jesus uns die Gebete von zwei Männern mit, die beide noch nicht wiedergeboren waren. Der eine war ein angesehenener Pharisäer, der andere ein verachteter Zöllner. Der Pharisäer bemühte sich in seinem Gebet Gott davon zu überzeugen, was für ein guter Mensch er war. Er bedurfte nichts. Der Zöllner dagegen schlug an seine Brust und sagte nichts weiter als: „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“ Und dieses Gebet hörte Gott.

Ähnlich war es mit dem sterbenden Räuber am Kreuz. Das letzte Wort, das uns von ihm berichtet wird, lautet: „Gedenke meiner, Herr, wenn du in deinem Reiche kommst!“ Gott hatte dem armen Manne geoffenbart, daß Der, welcher sterbend neben ihm hing, einst als König an der Spitze Seiner Heerscharen aus dem Himmel auf diese Erde herabsteigen würde, und er empfahl sich dem Erbarmen Christi für diese Zeit. Ihm wurde erwidert: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“.

Der Durchschnittsmensch denkt, er könne sich Gott geneigt machen, wenn er, möglichst an einem zu diesem Zweck bestimmten Ort, Ihm mit einem schönen, wohlgeformten Gebet nahe. Ein solcher muß sich daselbe sagen lassen, wie einst das Weib am Jakobsbrunnen, dem der Herr auf die Frage, ob Jerusalem oder der Berg Gerisim der Ort sei, an dem man anbeten müsse, u. a. antwortete: „Es kommt die Stunde und ist jetzt, da die wahrhaftigen Anbeter den Vater in Geist und Wahrheit anbeten werden; denn auch der Vater sucht solche als Seine Anbeter. Gott ist ein Geist, und die Ihn anbeten, müssen in Geist und Wahrheit anbeten.“ (Joh. 4, 23. 24.)

Den Vater kann nur anbeten, wer im Sohne Ihn gefunden hat, d. h. wer auf dem einen Wege, auf dem man allein Gott nahen kann, zu Ihm gekommen ist. Dieser eine Weg aber ist Christus, das geschlachtete Lamm Gottes. Nur wer als verlorener Sünder, im Gefühl seines verdammungswürdigen Zustandes, zu Jesu gekommen ist und in Seinem vergossenen Blute Vergebung seiner Sünden

gefunden hat, kann Gott in Wirklichkeit seinen Vater nennen und ein Anbeter werden, wie Gott ihn sucht. Nur ein wiedergeborener Mensch kann ein Anbeter sein, der, durch den Geist der Sohnschaft geleitet, in Wahrheit Gott die Opfer des Lobes und Dankes darbringt. Ein Unbekehrter kann beten, er kann um Gnade bitten für sich selbst, er kann Gott auch in der Not anrufen, aber anbeten kann nur der Gläubige.

Unter den Lesern dieser Zeilen sind gewiß manche, die Gott noch nicht ihren Vater nennen, deshalb auch noch nicht in Geist und Wahrheit anbeten können. O möchte keiner von ihnen Scherz treiben mit der Frage seines Seelenheils! Möchte es ihnen allen so ernst werden wie dem Zöllner, und möchte sich auch keiner, dem Pharisäer gleich, in das zerlumpte Gewand der eigenen Gerechtigkeit zu hüllen versuchen! Vor Gott hat nur die Gerechtigkeit Seines vielgeliebten Sohnes Bestand. Jede andere ist vor Ihm verwerflich.

Leutnant K. war ein tüchtiger Soldat und ein rechtschaffener Mensch. Er war gleich ausgezeichnet durch Tapferkeit und hohen Mut wie durch edle Charaktereigenschaften. Leider aber kümmerte er sich nicht um Gott und Ewigkeit, sondern liebte die Welt und ihre Vergnügungen.

Voller Begeisterung zog er mit in den Krieg zur Verteidigung des geliebten Vaterlandes und zeichnete sich gleich zu Anfang aus. Aber schon nach etwa einem Jahre traf ihn die tödliche Kugel, die nicht lange nach der Verwundung sein Ende herbeiführte.

Der Tod des tapferen jungen Mannes wurde allgemein tief betrauert, und sein Bataillonsführer rühmte den Verstorbenen in einem Schreiben an dessen Vater als ein „Vorbild größten Heldentums und treuester Kameradschaft für alle“.

Aber was nützen dem Toten seine Verdienste und seine menschliche Vortrefflichkeit? Damit kann kein Mensch vor Gott bestehen. Und dennoch dürfen wir hoffen, Leutnant K. im Himmel wiederzufinden. Sein Feldwebel, ein gläubiger Mann, war bei ihm, als er schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag, und er hat später einen Brief an den Vater des Gefallenen geschrieben, aus dem folgendes hier mitgeteilt sei:

. . . Am 11. dts. Mts. befanden wir uns im Gefecht bei Brenowo. Es war schon gegen Abend, als die tödliche Kugel Ihren Sohn traf. Ich habe so lange bei ihm verweilen dürfen, bis die Krankenträger mit der Tragbahre kamen und ihn aus der Gefechtslinie trugen. Ich durfte ihn hinweisen auf das Eine, was not tut, und es klingt mir noch heute in den Ohren, wie er betete: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das sei mein Schmuck und Ehrenkleid; damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd' eingehn“, und weiter: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir! . . . Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod, und laß mich sehn dein Bilde in deiner Kreuzesnot usw.“ Auf meine Frage, ob er glaube, daß er in den Himmel komme, sagte er Ja. Und auf diesen seinen Glauben hin habe ich die Zeit, die ich noch bei ihm sein durfte, den Herrn angerufen: „Herr, erbarme dich!“ Wir wollen hoffen,

daß ihm die Tage seines Leidens zum Segen geworden sind, sodaß er sagen konnte:

„Weil der Schächer angenommen,
Kann auch ich zur Gnade kommen!“

Der treue Gott wolle Sie trösten in Ihrem herben Schmerz! Uns aber soll es wieder ein Mahnruf sein, daß wir hier keine bleibende Stätte haben. Ich schließe mit Ps. 16, 6: „Die Meßschnüre sind mir gefallen in lieblichen Örtern; ja, ein schönes Erbteil ist mir geworden“.

„Die Meßschnüre sind mir gefallen in lieblichen Örtern; ja, ein schönes Erbteil ist mir geworden.“ So kann der Gläubige allezeit sprechen, selbst in Stunden der Not und Schwierigkeiten. Allezeit darf er sich an Hand des Wortes Gottes daran erinnern, welch köstliches Teil ihm in Christo geworden ist. Gerechtfertigt aus Glauben, hat er Frieden mit Gott, und die ewige Herrlichkeit ist seine glückselige Hoffnung. Gott ist sein Vater, Seine Liebe gehört ihm, und diese Liebe ist ausgegossen in sein Herz. Um aber alle diese Dinge zu genießen, bedarf er der Gemeinschaft mit Gott, und diese wiederum findet ihren Ausdruck im Gebet. Das ist aber nicht alles. Der Gläubige hat das Gebet auch nötig, um Gnade und Kraft zu erlangen für den Wandel durch diese Welt, in welcher große und gefährliche Feinde auf ihn lauern. Die alte sündige Natur, die er im Tode halten muß, möchte beständig ihre Ansprüche geltend machen. Damit sie den ihr zustehenden Platz einnehme, bedarf es des Gebets. Auch geht es hienieden durch mancherlei Widerwärtigkeit. Trübsal, Krankheit, Not usw.

sind häufige Begleiter des Gläubigen. Davon können wir alle in unseren Tagen erzählen. Welch einen niederbeugenden Eindruck würde dies alles auf uns machen, hätten wir nicht das Gebet! Auch gilt es Fürbitte zu tun für Regierung, Volk und Land, für die Vielen, die auf dem breiten Wege des Verderbens gehen, auf daß sie zur Buße kommen und glücklich werden, und vor allem auch für die Hausgenossen des Glaubens. Das Gebet umfaßt auch die Anbetung, von der oben bereits die Rede war, sowie die Danksagung, zu der der Gläubige ganz besonders aufgefordert wird. Ist es angesichts alles dessen ein Wunder, wenn der Apostel den Thessalonichern zuruft: „Betet unablässig!“?

Der innere Mensch bedarf des Gebets gerade so sehr wie der Körper der Nahrung. Wir finden deshalb in der Heiligen Schrift sowohl wie in der Kirchengeschichte, daß wahre Gottesmänner stets auch Männer des Gebets waren. Mit der Vernachlässigung des Gebets nimmt die geistliche Kraft ab. Das ist gar nicht anders möglich. Weshalb vermochte Elias so Gewaltiges zu tun? Weil er ein Mann des Gebets war. Was befähigte Daniel, an den unser Bild erinnert, inmitten einer heidnischen Umgebung Jehova treu zu bleiben bis in den Tod? Es war das Gebet. Dreimal am Tage ging dieser treue, vielgeliebte Mann, wie uns im 6. Kapitel seines Buches berichtet wird, in sein Haus, kniete an seinem offenen Fenster nieder und betete, trotzdem er wußte, daß dafür ein schrecklicher Tod in der Löwengrube seiner wartete. Und wie wunderbar bekannte sich Gott zu Ihm! Wie viel war auch unser geliebter Herr selbst im Gebet!



Ganze Nächte brachte Er auf dem Berge zu, allein mit Seinem Gott und Vater. Redet diese Tatsache nicht eine überaus bedeutungsvolle Sprache zu uns? Möchten wir sie verstehen und danach handeln!

Was das „Gebet des Glaubens“ vermag, beweist auch die folgende Begebenheit aus dem Leben.

In der schönen Stadt Genf wohnte vor Jahren eine Witwe, die mit ihrer Tochter von dem Ertrag eines kleinen Kaufladens lebte. Die Einkünfte waren indessen nur spärlich, sodaß es der armen Frau schwer genug wurde, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Als sie am letzten Abend des Jahres 1874 ihre Rechnung abschloß, fehlten ihr noch ganze hundert Franken, die in den nächsten Tagen bezahlt werden mußten. Hundert Franken waren aber in damaliger Zeit für eine arme Witwe ein kleines Kapital. Woher das viele Geld nehmen?

Schon manchmal hatte das Mütterchen in dem verflossenen schweren Geschäftsjahr ihre Sorgen an Gottes Vaterherz gelegt. Manches Gebet war aus ihrem und der Tochter Herzen zum Gnadenthron emporgestiegen; aber als nun am Ende des Jahres die Bücher die Größe ihrer Schuld bewiesen, da meinten sie fast, Gott habe sie vergessen.

Als die beiden Frauen weinend beieinander saßen, kam eine gläubige Nachbarin, die ihre Schwierigkeiten kannte, aber zu arm war, um ihnen helfen zu können. Zusammen knieten sie nochmals nieder und sandten ihre Gebete um Hilfe nach oben. Dann sagte die Freundin: „So, jetzt wollen wir miteinander noch ein wenig ausgehen. Das wird euch gut tun.“ Doch die Mutter schüttelte

den Kopf. Sie wollte daheim bleiben. Die Tochter aber ging mit. Sie schritten durch eine Straße, in der stets lebhafter Verkehr war. Die Menschen drängten sich förmlich aneinander vorbei. Plötzlich stieß der Fuß des Mädchens an etwas Hartes. Sie bückte sich, und siehe da, eine prächtige goldene Damenuhr mit Kette und Anhängseln lag vor ihr. Zitternd nahm das Mädchen das kostbare Stück an sich. War das Gottes Antwort auf ihre vielen Gebete?

An dem gleichen Abend saß eine junge, vornehme Frau in einem reich ausgestatteten Zimmer und schrieb einen Zettel, als ihr Mann eintrat.

Die junge Frau stand hastig auf, um den Eintretenden zu begrüßen. „Ach, mein Lieber“, sagte sie mit bebender Stimme, „mir ist ein großes Unglück widerfahren. Denke dir, die schöne Uhr, die du mir f. Zt. geschenkt hast, ist samt Kette und Anhängseln . . .“ Sie hielt ihm den Zettel hin, damit sie das böse Wort nicht auszusprechen brauchte. Auf dem Zettel stand: Verloren. Dann folgte eine Beschreibung der Uhr und die Aufforderung an den redlichen Finder, sie im Kontor der Annoncen-Expedition von Haasenstein & Voßler abzugeben. „Ich kann nicht begreifen, wie sie fortgekommen ist“, fuhr die Dame fort, „ob man sie mir im Gedränge gestohlen hat, oder was sonst geschehen sein mag. Ich vermählte sie erst, als ich wieder zu Hause war. Du siehst, ich habe dem Finder fünfzig Franken versprochen. Vielleicht lenkt Gott sein Herz, daß ich die Uhr wiederbekomme.“

„Fünfzig Franken?“ meinte der Gatte. „Das ist nicht genug. Schreibe nur getrost hundert Franken.“

Da bekommt der ehrliche Finder gerade ein schönes Neujahrsgeschenk.“

Am nächsten Morgen schon stand die Anzeige von der verlorenen Uhr in der Zeitung, mit der Überschrift: „Hundert Franken Belohnung“. Mit einem Jubelschrei zeigte die Tochter die Anzeige ihrer Mutter, und zwei Augenpaare füllten sich mit Dankestränen, und zwei Herzen gestanden es sich aufs neue, daß es einen Gott gibt, der da hilft.

Schnell wanderten Uhr und Kette zu Haasenstein & Bogler und ebenso schnell zu der bekümmerten Dame, die vor Freude laut aufjauchzte, als sie ihr kostbares Brautgeschenk wieder unverfehrt in Händen hielt. Sie erkundigte sich nach der Finderin und vernahm deren ganze Geschichte. Als sie diese ihrem Manne mitteilte, meinte er: „Liebe Frau, jetzt verstehe ich, warum ich habe sagen müssen: „Streiche fünfzig durch und schreibe hundert Franken!““

Auf rauhem Pfad zu ewigem Glück.

Cäcilie K. stammte von katholischen Eltern ab. Früh verwaist kam sie mit zwölf Jahren zu ihrer weiteren Erziehung in ein Kloster. Hier herrschte strenge Zucht. Das junge Mädchen war eine gelehrige Schülerin. Sie gab sich alle Mühe, die Klösterlichen Regeln und Gebräuche treu zu befolgen, und war eifrig im Beten und Fasten, in der Hoffnung, sich damit den Himmel zu verdienen. Trotz allen Eifers aber empfand sie nie das Gefühl, ihrem Ziele näher zu kommen. Nie sprach eine

innere Stimme zu ihr: „So, jetzt hast du genug getan. Jetzt bist du passend, vor Gott hinzutreten.“ Sie wurde daher allmählich ihres Eifers müde, ließ in der Beobachtung der Klosterregeln nach und sagte schließlich im Alter von fünfzehn Jahren dem Kloster endgültig Lebewohl.

Sie entschied sich für die kaufmännische Laufbahn, und, begabt wie sie war, wurde sie bald eine geschätzte Kraft. Sie verdiente ein schönes Stück Geld, verbrauchte aber auch alles für Unterhalt und Vergnügen. Sie genoß das Leben nach Herzenslust. Das war doch etwas anderes als im Kloster: Sport, Theater, und was es sonst an Zerstreuungen gab! Das war Leben! Und Cäcilie genoß ihr Leben in vollen Zügen. Sie sparte nicht. Den letzten Heller opferte sie ihrem Vergnügen.

Plötzlich gab es eine Wendung. Eine schwere Lungenentzündung warf sie aufs Krankenlager. Man brachte sie nach D. ins Krankenhaus. Das war eine ernste Sprache Gottes. Cäcilie verstand sie und wurde nachdenklich. Ihr Gewissen wachte auf, aber leider nicht für lange. Als die Krisis vorüber war, verschwanden auch die ernstesten Gedanken, und die Lust nach dem fröhlichen Leben kehrte wieder. Ihre Erwartung, das Krankenhaus bald verlassen zu können, erfüllte sich jedoch nicht. Bei der nächsten Untersuchung stellte der Arzt mit bedenklichem Gesicht fest: „Die Sache ist langwierig“. Nun gab es Tränen. Wie schwer hatte sie es doch! Wie viel Ursache, ihr trauriges Schicksal zu beklagen! In der Tat war ihre Lage wenig beneidenswert. Vermögen hatte sie keins, Ersparnisse dank ihrer Genußsucht auch nicht, und ihre Gesundheit

war erschüttert. Dunkel lag die Zukunft vor ihr. Sie mußte sich ernste Vorwürfe darüber machen, daß sie nicht hausälterischer mit ihrem Verdienst umgegangen war. Auch das Gewissen meldete sich wieder. Vielleicht ging sie dem Tode entgegen. Wie sollte sie vor Gott bestehen? Ach! das arme Mädchen war in einer verzweifelten Lage. Die Erde war für sie jetzt wüst und leer, und Finsternis lag über der Tiefe.

Mittlerweile war die Krankenversicherung abgelaufen, und da Cäcilie, wie gesagt, völlig mittellos und das Leiden nach der Meinung der Ärzte wohl unheilbar war, so wurde sie in einem evangelischen Stift untergebracht. Eine Schwester pflegte sie. Diese merkte bald, wie es um ihre neue Schutzbefohlene stand, wie zerrissen sie in ihrem Innern war, und wie sie nach Frieden mit Gott schrie. Leider wußte sie der armen, verzweifelnden Seele aber keinen besseren Rat zu geben als den, evangelisch zu werden. „Unser Glaube“, sagte sie, „bietet so viel Freiheit, daß sich gut damit leben läßt.“ Aber wie es sich gut damit sterben läßt, das wußte die Schwester nicht zu sagen.

Cäcilie ergriff den ihr gebotenen Rettungshalm. Sie wurde evangelisch. Aber auch damit kam der ersehnte Friede nicht. Alles blieb, wie es gewesen war. Leeren Herzens, ruhe- und friedelos zog sie ihre einsame Straße — ohne Gott und ohne Hoffnung. War denn niemand, der dem armen Menschenkinde den richtigen Weg zeigen konnte, den Weg, der allein zu Friede und ewigem Glück führt? Sah denn Gott nicht ihre Not? Gewiß

sah Er sie. Sein Auge verfolgte sie mit liebendem Erbarmen, und zur rechten Zeit sandte Er ihr die rechte Person auf den Weg.

Cäcilie hatte sich etwas erholt und folgte der Einladung einer Freundin zum Besuch. Aber wenn auch das Leiden ein wenig gebessert war, in ihrem Herzen sah es finsterer aus denn je. Hatte sie doch bereits angefangen, der Stimme Satans zu lauschen, der ihr zuflüsterte: „Wirf dieses armselige Leben von dir! Es gibt nicht eher Ruhe und Frieden für dich, bis du im Grabe ruhst. Was der Glaube zu helfen vermag, hast du gesehen. Du warst katholisch und bist evangelisch geworden, und nichts hat dir geholfen. Dein Leben ist verpfuscht. Sterben mußt du doch einmal; da ist's je eher desto besser.“ Mit diesen finstern Gedanken beschäftigt, stieg sie in den Zug.

In dem Abteil, in das Cäcilie geraten war, saß eine Christin, eine ernste Jüngerin Jesu. Sie hatte ihre Reise mit dem Wunsch und Gebet angetreten, daß der Herr ihr unterwegs etwas zu tun geben möge. Mit tiefem Mitgefühl betrachtete sie das ebenso krank wie unglücklich aussehende Gesicht unserer armen Freundin. Sie bot ihr ein Gedicht zu lesen an, das von dem Frieden handelte, den ein Kind Gottes selbst inmitten von Leiden und Krankheiten genießt. Cäcilie las das Gedicht und reichte dann das Blatt stumm zurück.

„Wie gefällt Ihnen das Gedicht?“ fragte Frau B—.

„Das ist nichts für mich“, lautete die Antwort.

„Wirklich nicht? Ich hatte gedacht, es wäre gerade etwas für Sie; denn das Gedicht handelt

von Leid und Krankheit, und Sie sind krank, nicht wahr?"

„Ja, krank bin ich“, erwiderte Cäcilie. „Aber dieses Blättchen redet nur zu solchen Kranken, die die Gewißheit haben, in den Himmel zu kommen. Und zu denen gehöre ich nicht.“

„Wie tut mir das Leid!“ versetzte Frau Z. herzlich. „Denn wenn man einen Heiland hat, in dessen Liebe man ruhen, und einen Vater im Himmel, aus dessen Hand man alles nehmen kann, so werden auch die Leiden erträglicher.“

„Ja, das will ich gern glauben“, antwortete das junge Mädchen trübe. „Aber das alles gilt mir nicht. Ich bin zu schlecht. Deshalb sagte ich auch vorhin: Das ist nichts für mich.“

Die traurigen Worte gingen Frau Z. tief zu Herzen. Sie fühlte: Hier war es die Seele, die, mehr noch als der kranke Leib, nach Genesung verlangte. In herzlichen Worten sprach sie ihrer jungen Mitreisenden zu und stellte ihr die Liebe Gottes vor, der gerade für die „Schlechten“ Seinen Sohn dahingegeben habe, auf daß „jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Bevor sie sich trennten, bat sie sich Namen und Wohnung ihrer neuen Bekannten aus und lud sie herzlich zu einem baldigen Besuch ein.

Die Worte der freundlichen Frau hatten auf Cäciliens krankes Herz gewirkt wie heilender Balsam. Sie begann wieder frischen Mut zu schöpfen, und sobald sie konnte, folgte sie der Einladung.

Es war eine völlig neue Umgebung, in die sie eintrat. Zum erstenmal in ihrem Leben lernte sie wahres praktisches Christentum kennen. Mit

Herzlichkeit wurde sie aufgenommen, und die Art und Weise, in der in diesem Hause die wichtigsten Dinge behandelt wurden, machte allein schon tiefen Eindruck auf sie. Hier fand sie nicht eine leere Form, sondern kraftvolle Wirklichkeit. Trotzdem brachte ihr die erste Unterredung zunächst keine Befreiung von ihrer Not. Man hatte lange beisammen gegessen, und ernste Worte waren gesprochen worden über den heiligen und gerechten Gott, über den verlorenen Zustand des Menschen sowie über die Unmöglichkeit, sich mit eigener Kraft aus diesem Zustand zu befreien. Es war Mitternacht, als man sich gute Nacht wünschte und zu Bett ging.

Cäcilie war allein in ihrem Zimmer. Sie konnte nicht schlafen. Das Gehörte ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Sie wußte, wenn Gott sie in dieser Stunde abrufen würde, war sie ewig verloren, und sie fühlte, daß Gott, der Heilige und Gerechte, gar nicht anders konnte, als sie wegen ihrer Sündhaftigkeit und ihrer vielen Verfehlungen auf ewig verdammen. Sie war einzig und allein auf Seine Gnade angewiesen, die — das hatte sie an diesem Abend ebenfalls deutlich gehört — sich in wunderbarster Weise in dem Kreuze Christi geoffenbart hatte. In diesem Gefühl sank sie auf die Kniee, und aus der Tiefe ihres Herzens schrie sie zu Gott um Erbarmen. „Ist es dir möglich, o Gott, so vergib mir!“ rief sie wieder und wieder aus. „Hast du für mich noch Gnade, dann schenke sie mir!“

Und der Gott, der den Tod des Sünderers nicht will, zeigte ihr, daß es Ihm möglich war zu vergeben. Die Stelle Joh. 3, 16 gab ihr Licht. Hier sah sie was Gott getan, sah was der Sohn

getan hatte. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen, und sie erkannte, daß Jesus auch für sie Sein Blut vergossen hatte. Wunderbar war die Änderung, die diese Erkenntnis in ihrem bisher so trostlosen, bekümmerten Herzen hervorrief. Mit einemmal waren Angst und Not verschwunden, und tiefer, köstlicher Friede, nie geahnte Glückseligkeit traten an ihre Stelle. Am nächsten Morgen bekannte sie überglücklich, was Gott an ihr getan hatte.

Schöne, friedliche Tage folgten. Ihre neuen Freunde sorgten rührend für sie und brachten sie schließlich in ein von einer gläubigen Krankenschwester gegründetes Erholungsheim, wo sie sich mit anderen Kindern Gottes der Liebe ihres Heilandes erfreuen konnte. Der Aufenthalt diente ihr zu großem innerem Segen und zur Befestigung. Ihr Lieblingslied war:

„Auf dem Lamm ruht meine Seele,
Betet voll Bewundrung an,
Alle, alle meine Sünden
Hat Sein Blut hinweggetan.“

Als eine neue Schöpfung kehrte sie in das Stift zurück. Mit Schmerz mußte sie wahrnehmen, daß man hier für ihr eben gefundenes Glück kein Verständnis besaß. Im Gegenteil, sie hatte infolge ihres freimütigen Bekenntnisses manches Unangenehme zu ertragen. Das hielt sie aber nicht ab, immer wieder von der Liebe Gottes zu den anderen Insassen des Heims zu reden.

Cäciliens irdische Laufbahn war nicht lang. Der Herr kürzte in Gnaden ihre Leidenszeit ab und ließ die Krankheit einen raschen Verlauf nehmen. Zwei Tage vor ihrem Heimgang wurde sie von

Frau B. und zwei anderen Freundinnen besucht. Sie lasen mit ihr Joh. 14, 1—4 und Ps. 126. „Welch herrliche Worte!“ sagte Cäcilie mühsam, aber mit strahlenden Augen. „Ich bin schon ganz nahe beim Herrn und möchte nicht wieder gesund werden, denn bei dem Herrn sein ist viel, viel schöner.“

Auf ihren besonderen Wunsch nahm Frau B., an der die Kranke mit großer Liebe in tiefer Dankbarkeit gehangen hatte, an der Beerdigung teil. Der Anstaltspfarrer sprach über die Worte aus Dffbg. 7, 13. 14: „Wer sind diese, die mit weißen Gewändern bekleidet sind? usw.“ Es war ein Hinweis auf das in Ewigkeit glückliche Teil der einst so unglücklichen Entschlafenen.

So sind die Wege Gottes — der Anfang oft so bitter und schmerzlich, das Ende aber
ewige Herrlichkeit.

„Ich möchte gern etwas tun.“

Ein kleiner, blasser Knabe saß in der Küche eines armseligen Häuschens und las in der Bibel. Plötzlich hörte seine Mutter ihn rufen: „O Mutter, wie glücklich bin ich doch!“

Überrascht schaute diese auf. Menschlich gesprochen besaß ihr armes Kind wenig, was es hätte glücklich machen können; denn es war kränklich und halb lahm, und seine Eltern waren kaum imstande, ihm die nötige Nahrung und Kleidung zu verschaffen. „Was macht dich denn so glücklich, Richard?“ fragte sie.

„Weil ich Gott so lieb habe. O Er ist so gut!“ lautete die Antwort.

„Wie kommst du denn gerade jetzt auf diesen Gedanken?“ fragte die Mutter ein wenig verwundert.

„Ich habe in der Bibel gelesen, wie böse die Menschen waren,“ erwiderte der Knabe, „wie ihre Bosheit gen Himmel schrie, aber wie Gott trotzdem in Seiner Gerechtigkeit die Städte Sodom und Gomorra verschont haben würde, wenn Er nur zehn Gerechte darin gefunden hätte. Und dann, Mutter, habe ich aufs neue davon gelesen, wie Gott Seinen Sohn in die Welt gesandt und Ihn für uns dahingegeben hat in den Tod. Wenn ich nun an das alles denke, was Gott für uns getan, und was der Herr Jesus für uns gelitten hat, dann werde ich so glücklich, und dann kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, auch etwas zu tun, wodurch ich Gott zeigen kann, daß ich Ihn lieb habe.“

„Aber, mein Kind, was könntest du denn tun?“ fragte die Mutter. „Du bist ja viel zu schwach, um arbeiten zu können.“

„Ich weiß es wohl“, seufzte der Kleine. „Aber ich möchte doch so gern etwas tun! Ich hatte gedacht, wenn ich eine Büchse hätte, könnte ich Geld sammeln für die Mission. Und wäre es auch nur ein ganz kleiner Betrag, so würde der Herr Jesus ihn doch gewiß für die Heiden annehmen, da ich ja nicht mehr tun kann.“

„Da hast du recht, mein Junge“, bestätigte die Mutter. „Das kleinste Scherflein ist dem Herrn angenehm, wenn es aus Liebe zu Ihm dargebracht wird. Und wenn jeder Haushalt auch nur einige

wenige Groschen zusammenlegte, so würde das schon eine große Summe ergeben."

"Sollen wir denn nicht einmal den Versuch machen, Mutter?" rief der Knabe, und seine Augen begannen zu strahlen. "Denke doch nur an unseren Nachbar Brand! Der ist ebenso arm wie wir, und doch hat er vergangenes Jahr eine schöne Summe zusammengebracht."

"Freilich. Aber du mußt bedenken, daß Herr Brand erwachsene Kinder hat, die arbeiten können. Was könntest du, mein armes Kind, aber tun?"

"Willst du mir nicht, doch eine Büchse besorgen, Mutter?" bat der Kleine, während sein bleiches Gesicht sich rötete. "Ich glaube, ich werde nicht lange mehr leben. Darum tut Eile not, und ich möchte doch so gern den Versuch machen, etwas für den Herrn zu tun."

"Eine Büchse will ich dir von Herzen gern verschaffen, Liebling", versetzte die Mutter mit Tränen im Auge. "Aber du willst doch nicht etwa bei den Leuten betteln, die uns besuchen? Das wäre nicht das Richtige."

"Nein, Mutter, das ist auch nicht meine Absicht. Ich möchte das Geld selbst verdienen, und da dachte ich, ob ich nicht die kleinen Messer und Gabeln und Zahnstöcher, die ich zu schnitzen verstehe, verkaufen könnte. Der Gedanke ist mir soeben gekommen, und ich glaube, es wird schon gehen."

"Gut, mein Kind", stimmte die Mutter bei. "Ich will dir behilflich sein, und wenn Vater nach Hause kommt, kannst du ihn um das nötige Holz bitten."

Acht Tage später hatte Richard eine Menge hübsche kleine Sachen geschnitzt und sie am Küchen-

fenster ausgestellt. Oben an der Scheibe klebte ein Papierstreifen mit der Aufschrift: „Verkauf zum Besten der Mission“. Schon bald fanden sich Kunden ein, und der Vorrat ging rasch zur Neige. Die Vorübergehenden schienen es geradezu darauf abgesehen zu haben, den kleinen Lahmen in seinem schönen Werk zu ermuntern. Welch eine Freude dieser unerwartete Erfolg Richard bereitete, kann man sich denken.

In einer der nächsten Versammlungen der Freunde der Mission erschien eine arme Frau und brachte den Inhalt einer Büchse. Es war die Mutter unseres Richard.

„Richard?“ fragte einer der Anwesenden. „Ist das nicht der kleine Lahme, der in der Burgstraße wohnt?“

„Er ist gestorben“, versetzte die Mutter unter Tränen.

Nachdem die Herren ihre herzliche Teilnahme ausgesprochen hatten, erhob sich einer von ihnen und erzählte die Geschichte des Heimgegangenen, wie wir sie bereits mitgeteilt haben. Er berichtete auch, wie der Kleine inmitten seiner Tätigkeit für die Mission plötzlich heftig erkrankt sei.

„Das letztmal“, so schloß er, „als ich den Kranken sah, saß er im Bett, ein Kissen im Rücken, und schnitzelte mit der größten Emsigkeit an seinen hölzernen Messern. Als ich ihn fragte, weshalb er sich denn so sehr anstrenge, gab er mir zur Antwort: „Meine Zeit ist sehr kurz, und im Grabe, wohin man bald meinen Leib legen wird, kann ich nicht mehr arbeiten. Gott ist gut, daß Er mich so lang am Leben gelassen hat. So konnte ich

doch etwas, wenn es auch nur ganz wenig ist, für die Sache des Herrn tun, und ich habe gebetet, daß mein weniges Geld dazu dienen möchte, um etlichen armen Heiden das Evangelium zu bringen.“

Richard hatte nie verlangt zu wissen, wie viel in der Büchse war. Die Gnade hatte ihm einen Weg bereitet, um etwas für den Herrn tun zu können. Nach mehr verlangte er nicht.

Stromaufwärts.

Der Strom der Welt braust sonder Ruh'
In wildem Lauf dem Abgrund zu
Durch seiner Ufer Bahn.
Er schäumt und wirbelt voller Hast,
Er lockt und schmeichelt ohne Raft
Und zerrt an meinem Kahn.

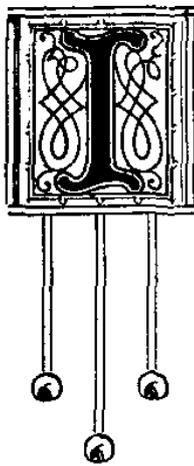
Doch ob er werbend um mich treibt,
Und mir sein Schwall das Ohr betäubt,
Umbrandend Bug und Kiel; —
Ich rudre still mit fester Hand,
Das Auge gradeaus gewandt,
Stromaufwärts hin zum Ziel.

H. B.





Glaube und Unglaube.



Ich bin, so erzählte ein Mann, der heute nicht mehr unter den Lebenden weilt, von Beruf Knopfmacher. Als ich nach der Schule in die Lehre kam, war ich sehr fleißig und arbeitete zur großen Zufriedenheit meines Meisters und zur Freude meiner Eltern.

Als ich aber als Geselle mehr Geld in die Hände bekam, fing ich an, das Wirtshaus zu besuchen. Hier traf sich allabendlich eine große Anzahl Handwerksleute, um die Zeitung und dergleichen zu lesen.

Ich fand bald Gefallen an politischen Auseinandersetzungen, und da ich von Natur ziemlich beredt war, hielt ich öfters Ansprachen. In der Folge wurde auch ein Buch zum Lesen eingeführt, das die Grundsätze des kräftigsten Unglaubens verteidigte. Es war betitelt: „Das Zeitalter der Vernunft“. Anfänglich machte ich Einwendungen gegen das Lesen dieses Buches. Aber schon bald änderte ich meine Meinung und wurde sogar ein Verehrer der darin niedergelegten religiösen und politischen Anschauungen.

Die Mühe, das Gelesene auf seinen Wert hin zu prüfen, gab ich mir nicht, sondern nahm alles als bare Münze an. Selbstverständlich schob der Verfasser der Schrift die Bibel als ein Buch voller Fabeln beiseite. Auch damit war ich einverstanden. Zugleich sagte ich mir: „Wenn die Bibel doch nicht wahr ist, dann ist es auch einerlei, ob du gottlos oder gottgefällig, lasterhaft oder rechtschaffen lebst“. Mit der Zeit warf ich alles über den Haufen, was mir früher heilig gewesen war. Freilich konnte ich die Befürchtung nicht loswerden, die Bibel möchte am Ende doch die Wahrheit sagen. Das war besonders gelegentlich einer schweren Erkrankung der Fall, wo ich dem Tod ins Auge sah. Wenn ich mir in dieser Zeit die Frage stellte: „Wie nun, wenn die Bibel doch wahr wäre?“ so lautete die Antwort stets: „Dann wärest du in alle Ewigkeit verloren“.

Ich wurde jedoch wieder gesund und lebte leichtfertiger dahin als zuvor. Da ich wenig Lust hatte zu arbeiten, kam ich bald in die Klemme. Ich entdeckte einem meiner Freunde meine Lage; dieser sagte, er könne mir helfen, doch müsse ich versprechen, ihn nicht zu verraten. Das versprach ich gern. Darauf bot er mir für zehn Mark eine Büchse an, deren Inhalt von beträchtlichem Wert sein sollte. Was es war, sagte er nicht, doch konnte ich aus seinen Reden schließen, daß es falsches Geld sein müsse. Nach kurzem Überlegen ging ich auf den Handel ein und bekam die Büchse. Sie enthielt in der Tat eine Menge falscher Ein- und Zweimarkstücke, die so gut nachgemacht waren, daß nur ein Kenner den Unterschied herausfinden konnte.

Trotzdem ging ich nur mit Vorsicht an das gefährliche Geschäft und mischte stets etwas echtes Geld unter das unechte. Alles geriet vortrefflich. Ich machte gute Geschäfte und trat schon bald an meinen Freund heran mit der Bitte um neuen Vorrat. Die Falschmünzer, alles gute Bekannte von mir, meinten, ich verstehe mich auf den Handel. Sie schlugen mir einen ergiebigeren Weg vor, nämlich den, falsche Banknoten zu vertreiben, die ich unter den günstigsten Bedingungen haben sollte. Auch damit war ich einverstanden, und das Geschäft blühte.

Daß ich in all diesen Jahren nicht glücklich war, brauche ich nicht zu betonen. Ich schlief manchmal ganze Nächte nicht, aus Furcht ertappt zu werden, und wenn dann schließlich die erschöpfte Natur ihre Rechte forderte, sah ich mich im Traum von den Dienern der Gerechtigkeit aufgegriffen, ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt. Die schlimmsten Stunden aber kamen dann, wenn der eine oder andere der Falschmünzer der Polizei in die Hände gefallen war. Dann zitterte ich vor Aufregung am ganzen Leibe. Mußte ich doch stets fürchten, daß das verdiente Schicksal auch mich erreichen würde. In solchen Tagen nahm ich mir oft vor, wieder zu ehrlicher Arbeit zurückzukehren. Aber ich war dem Müßiggang und Laster bereits so ergeben, daß es stets bei den guten Vorsätzen blieb. In Wirklichkeit sank ich tiefer und tiefer.

Trotzdem ich aber so heruntergekommen war, wirkte Gott in Gnaden an meinem Herzen. Es war im Anfang des Jahres 18 . . ., als auf einmal der Gedanke wieder durch meine Seele fuhr, die verachtete Bibel möchte doch vielleicht wahr sein. Ein trauriges

Ereignis verstärkte diesen Eindruck. In der Nähe meines Wohnorts fand eine Hinrichtung statt, und obwohl mir der Gedanke daran Angst und Schrecken einflößte im Blick auf mein eigenes schuldbeladenes Leben, faßte mich doch das unwiderstehliche Verlangen, dem traurigen Schauspiel beizuwohnen. Zitternd näherte ich mich der Richtstätte. Ich kam eine gute Weile früher an als die unglücklichen Verbrecher. Während ich angstvoll auf ihr Kommen wartete, fielen mir meine eigenen zahllosen und schweren Sünden ein. Ich fühlte eine Not, die ich garnicht beschreiben kann. Da ich allein war, sank ich auf die Kniee, schlug an meine Brust und murmelte die Worte: „Gott, sei mir armem Sünder gnädig!“

Über die Hinrichtung selbst will ich nichts sagen. Es war schaurig. Mit tiefbekümmertem Herzen, fest entschlossen, ein neues Leben zu beginnen, machte ich mich auf den Heimweg. Unterwegs wurde ich von einem alten Bekannten eingeholt, der mich fragte, ob ich keinen Bedarf an „Ware“ habe. Ich verstand wohl, worauf er anspielte. Ich verneinte es mit dem Bemerken, ich sei entschlossen, meinen Lebenswandel zu ändern, und könne ihm nur raten, ein Gleiches zu tun. Er hörte mich ganz geduldig an und meinte, das sei vielleicht das Beste für uns. Mit diesen Worten verließ er mich.

Sobald ich nach Hause kam, verbrannte ich meinen ganzen Vorrat an gefälschten Banknoten, der sich noch auf ungefähr tausend Mark belief. Darauf nahm ich die Bibel zur Hand, schlug sie aufs Geratewohl auf, und mein erster Blick fiel auf

die Worte: „Der Gesetzlose verlasse seinen Weg und der Mann des Frevels seine Gedanken; und er kehre um zu Jehova, so wird Er sich seiner erbarmen, und zu unserem Gott, denn Er ist reich an Vergebung“. (Jes. 55, 7.) Diese Worte gingen mir zu Herzen. Ich beschloß, ihnen zu folgen. Schon am nächsten Morgen ging ich an meine Arbeit, die ich so lange vernachlässigt hatte, und ich befand mich glücklicher dabei, als ich lange Jahre gewesen war.

Am Abend, auf dem Wege von der Arbeit nach Hause, kam ich an einer Kirche vorbei, in der gerade gepredigt wurde. Ich trat ein. Der Prediger sprach Worte, wie ich sie nie im Leben gehört hatte. Er schilderte den Zustand des Menschenherzens in seiner ganzen hoffnungslosen Verderbtheit, zeigte aber im Anschluß daran auf Grund der Heiligen Schrift, daß der Weg zur Versöhnung mit Gott und zum ewigen Heil einem jeden bußfertigen Sünder offenstehe. Er ermahnte eindringlich, die Zeit der Gnade nicht zu versäumen. Jedes seiner Worte drang in mein Herz wie ein scharfer Pfeil. Wie nie zuvor wurde mir klar, daß ich ein verworfener Sünder sei und der Vergebung meiner Sünden bedürfe. Mit zerknirshtem Herzen eilte ich nach Hause. Hier sank ich auf die Kniee und schrie zu Gott um Gnade und Erbarmen. Und — der Herr sei ewig gepriesen! — ich fand Erhörung. Ja wahrlich, im Glauben an das vergossene Blut Jesu fand ich Erlösung, Frieden, Leben und Gerechtigkeit.

Von diesem Tage an begann ein neues Leben für mich und meine Familie, die ich bisher völlig

vernachlässigt hatte. Täglich las ich mit den Meinen das Wort und betete mit ihnen. Meine Kinder sandte ich in eine Sonntagschule, wo sie im Wege des Heils unterwiesen wurden. Ich las die Bibel aber auch regelmäßig für mich selbst, und täglich wurde sie mir lieber und kostbarer. Als ich eines Abends auf ApstgSch. 19, 19 stieß, wo es heißt: „Viele aber von denen, welche vorwizige Künste getrieben hatten, trugen die Bücher zusammen und verbrannten sie vor allen“, suchte ich alle meine Bücher zusammen, die meinen Unglauben gefördert hatten, und warf sie ins Feuer.

Des weiteren hielt ich es für meine Pflicht, die Schulden abzutragen, die ich während meines gottlosen Lebens gemacht hatte. Während ich so fleißig wie möglich arbeitete, begnügte ich mich selbst mit dem Notwendigsten. Aber mein dürstiger, durch Gottes Wort geheiligter Dissen schmeckte mir süß und angenehm. Ich erfuhr bald die Wahrheit der Worte des Apostels an Timotheus: „Die leibliche Übung ist zu wenigem nütze, die Gottseligkeit aber ist zu allen Dingen nütze, indem sie die Verheißung des Lebens hat, des jetzigen und des zukünftigen“. (1. Tim. 4, 8.)

Nachdem endlich meine Schulden bezahlt waren, beschloß ich, den von mir betrogenen Personen, soweit mir ihre Ermittlung möglich war, den zugefügten Schaden zu vergüten. Natürlich hatten sehr viele Leute falsches Geld von mir erhalten, die ich nicht kannte, aber einige waren mir bekannt. Besonders wußte ich zwei Personen, die falsche Banknoten von mir besaßen. Diesen beiden schickte ich mit folgendem Begleitschreiben gutes Geld:

Mein Herr!

Einliegend finden Sie eine Banknote im Werte von *M.* Mehr darf ich Ihnen für den Augenblick nicht offenbaren, als daß ich Sie betrogen habe, und daß mein Gewissen nicht ruhig ist, bis Sie völlig befriedigt sind. Der Gnade Gottes, die in meinem Herzen eine gründliche Veränderung bewirkt und mich zu einem ehrlichen Manne gemacht hat, haben Sie es zu verdanken, daß Sie wieder zu dem Ihrigen kommen.

Ich bin Ihr ergebener und bußfertiger Diener.

Etwa ein halbes Jahr, nachdem Gott Sein Werk der Gnade in mir begonnen hatte, erhielt ich eines Tages einen Brief, der mich tief erschütterte. Er kam von dem Manne, mit dem ich an jenem schrecklichen Hinrichtungstage gesprochen, und dem ich damals geraten hatte, gleich mir ein neues Leben zu beginnen. Er war meinem Räte nicht gefolgt, hatte sein böses Gewerbe fortgesetzt und war ertappt und verhaftet worden. In dem Briefe bat er mich dringend um einen Besuch. Die Bitte setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich hielt es für geraten, erst einmal den Ausgang des Verhörs abzuwarten, bevor ich mich entschied. Dieser Ausgang übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Das Urteil lautete auf Todesstrafe, da es sich um schwere Vergehen handelte. Einige Tage, nachdem es gefällt war, erhielt ich einen zweiten Brief folgenden Inhalts:

Mein sehr lieber Freund!

Das Verhör, auf dessen Ausgang Sie Ihren Besuch verschoben haben, ist vorüber. Für mich

gibt es keine Hoffnung des Lebens mehr. Hätte ich damals Ihren guten Rat befolgt, so wäre ich nicht in diese schreckliche Lage gekommen, — schrecklich sowohl dem Leibe als auch der Seele nach. Meine öde, trostlose Zelle und die drückenden Ketten sind entsetzlich. Aber das ist ja nur ein schwacher Schatten von der ewigen Finsternis, dem Feuer und dem Zähneknirschen. O ich unseliger Mensch! Was soll ich tun? Schlösser, Riegel und meterdicke Mauern versperren mir die Flucht. Ich muß die Folgen meiner Sünde tragen. Und doch sind sie unerträglich. Ich bitte Sie inständig, besuchen Sie mich ohne Verzug. Ich möchte Sie noch einmal sehen, ehe der Tod uns auf ewig trennt. Der gute Rat, den Sie mir damals auf dem Wege von W. gaben, ist mir noch immer im Gedächtnis. An jenem Abend gingen mir Ihre Worte tief zu Herzen, aber als ich am folgenden Tage unter meinen gottlosen Kameraden saß, vergaß ich sie wieder, und mein Herz wurde verstockter, als es je zuvor gewesen war. Jetzt geht mein Leben schnell zu Ende, und Tod, Gericht und Ewigkeit starren mir entgegen. Ich erwarte Sie mit großer Ungeduld und Bangigkeit.

Ihr armer Freund N. N.

Nachdem ich diesen Brief gelesen hatte, gab es für mich kein Zögern mehr. Ich suchte unverzüglich meinen unglücklichen Freund auf und wurde auch zu ihm gelassen. Das Wiedersehen unter diesen so traurigen Umständen war so ergreifend, daß zunächst keiner von uns ein Wort hervorbringen konnte. Nachdem wir uns ein wenig gefaßt hatten, rief er: „O mein Freund! Sie finden mich in einer

schaudererregenden Lage. Mit mir ist's aus. Ich bin auf ewig verloren."

Die jetzt folgende Unterredung werde ich nie vergessen. Der arme Mensch war in gänzlicher Verzweiflung. Ich wies ihn auf Jesum, den Sünderheiland, hin. Ich versicherte ihm, der Gott aller Gnade suche ihn schon seit langem und sei auch in diesem Augenblick bereit, ihn mit offenen Armen aufzunehmen. Auch betete ich und las einige Stellen der Heiligen Schrift mit ihm, und endlich schien er etwas ruhiger zu werden. Das war aber auch alles. Laut schluchzend nahmen wir schließlich Abschied voneinander.

Etliche Tage später wurde er hingerichtet. Leider habe ich nie erfahren können, ob er zum Glauben gekommen ist oder nicht. Er war in seinem Leben oft gewarnt worden, aber mehr und mehr hatte er sein Herz verhärtet. Dann kam plötzlich das Ende mit Schrecken. —

Was meine Familie angeht, so habe ich viel Ursache, den Herrn zu preisen. Meine Frau war anfänglich sehr gleichgültig und wollte von der Notwendigkeit einer Bekehrung nichts wissen. Allein es gefiel Gott, sie von ihrer Sündhaftigkeit zu überzeugen. Sie erkannte sich als verlorene Sünderin und wandte sich zu Jesu. Auch meine Kinder machen mir Freude. Sie lesen die Heilige Schrift, und ich gewahre, daß das Wort nicht wirkungslos an ihrem Ohr vorübergeht. Ja, wahrlich, ich habe viel Ursache, Gott zu danken, der mir nicht allein meine schrecklichen Sünden vergeben, sondern mir auch so unendlich Vieles geschenkt hat zu ewigem Trost und ewiger Glückseligkeit.

Zum Schluß möchte ich noch etwas über den Tod eines guten Bekannten mitteilen, eines jener Freigeister, mit denen ich in früheren Jahren so regen und vertrauten Verkehr gehabt hatte.

Ich hatte von seiner schweren Erkrankung gehört und beschloß, ihn zu besuchen. Als ich in das Zimmer des Sterbenden trat, erschraf ich über die entsetzlich verzerrten Züge seines Gesichts, die deutlich Kunde gaben von den Folterqualen seines Gewissens. Auf mein Befragen, wie er sich befinde, antwortete er:

„Über alle Maßen elend und unglücklich.“

Ich fragte darauf, ob ihm denn seine Vernunft-Religion keinen Trost gewähre. „Nein!“ rief er, und das so laut und schrill, daß ich zurückfuhr.

„Gewiß“, fuhr er nach einer Zeit düster fort, „ich war der größte Narr in der Welt, daß ich mich von solch gottlosen, falschen Menschen betören ließ. Es geschieht mir nur recht, wenn ich zur Hölle hinabfahre, über die ich früher gelacht und gespottet habe.“

Als ich ihn an die Barmherzigkeit Gottes dem bußfertigen Sünder gegenüber erinnerte, unterbrach er mich kurz:

„Ich bin nicht bußfertig. Ich fühle gar keine Reue in meinem Herzen. Ich habe nur Furcht vor der ewigen Verdammnis, und diese Furcht ist mir ein Pfand dafür, daß die Qualen der Verdammten eine Wirklichkeit sind. Ewiges Feuer! — Ewiges Feuer! — Ein Wurm, der nicht stirbt!“ Dabei schaute er um sich mit Blicken, die schon die Flammen des Feuersees zu gewahren schienen. „Ich habe keinen Mut zu

sterben“, fuhr er nach einer Pause fort, „und doch muß ich sterben. O daß ich nur noch einen Tag zu leben hätte! — Aber was nützte es, wenn mir dieser Wunsch gewährt würde? Es wäre doch zwecklos. Verloren, ewig verloren! Entsetzlich!“

Eine erschreckende Blässe überzog sein Antlitz bei diesen Worten. Da seine Aufregung nach diesem herzerreißenden Bekenntnis sich etwas zu legen schien, benutzte ich die Gelegenheit, um einen Traktat zur Hand zu nehmen, in welchem das Ende eines Mannes mitgeteilt wurde, der kurz vor seinem Tode noch Frieden fand. Er schien ganz Ohr zu sein, als ich las. Aber kaum hatte ich geendet, da faßte ihn wieder die Angst der Verzweiflung, und in markerschütternden Tönen schrie er: „Seht, seht! Seht ihr sie nicht? Sie kommen, mich zu holen. — Rettet — rettet mich! — Ich muß an meinen Ort. — Gott, hilf mir! — Wo soll ich hinfliehen? — Wo soll ich mich verbergen? — O — ich versinke! — Ich gehe — verloren! Verdammt — ewig verdammt!“

Das waren seine letzten Worte. Seine Seele entfloß und ging an ihren Ort, aber der Höllenschrecken dieser armen Seele ließ auf dem wachsblassen Antlitz furchtbare Spuren zurück.

O erzittre, lieber Freund, der du noch nicht geborgen bist vor dem Zorne des Lammes! Gott ist ein heiliger Gott, in dessen Hände zu fallen furchtbar ist. Er ist denen, die bis an ihr Ende in der Sünde verharren, ein „verzehrendes Feuer“. (Hebr. 12, 29.) Das bedenke und tue heute noch Buße, befehle dich, glaube an den Christus Gottes, der am Kreuze litt und starb, und lebe ewiglich!

Das Evangelium im Tempel des Buddha.

Daß Gott in dem ungeheuren Reiche der Chinesen in unseren Tagen ein großes und gesegnetes Werk tut, wird den meisten Lesern der „Samenkörner“ bekannt sein. Schon seit einer Reihe von Jahren sind Seine Diener dort eifrig an der Arbeit, vielfach unter mannigfachen Entbehrungen und Gefahren, und durch Gottes Gnade ist schon mancher Sohn des „Reiches der Mitte“, wie die Chinesen ihr Land mit Stolz nennen, ins Reich Gottes eingegangen.

Ein Missionar, der lange in China gewirkt hat, erzählt in Nachfolgendem, wie Gott — zu einer Zeit schrecklicher Hungernot — die Türen öffnete, um vor einer großen Menge das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen.

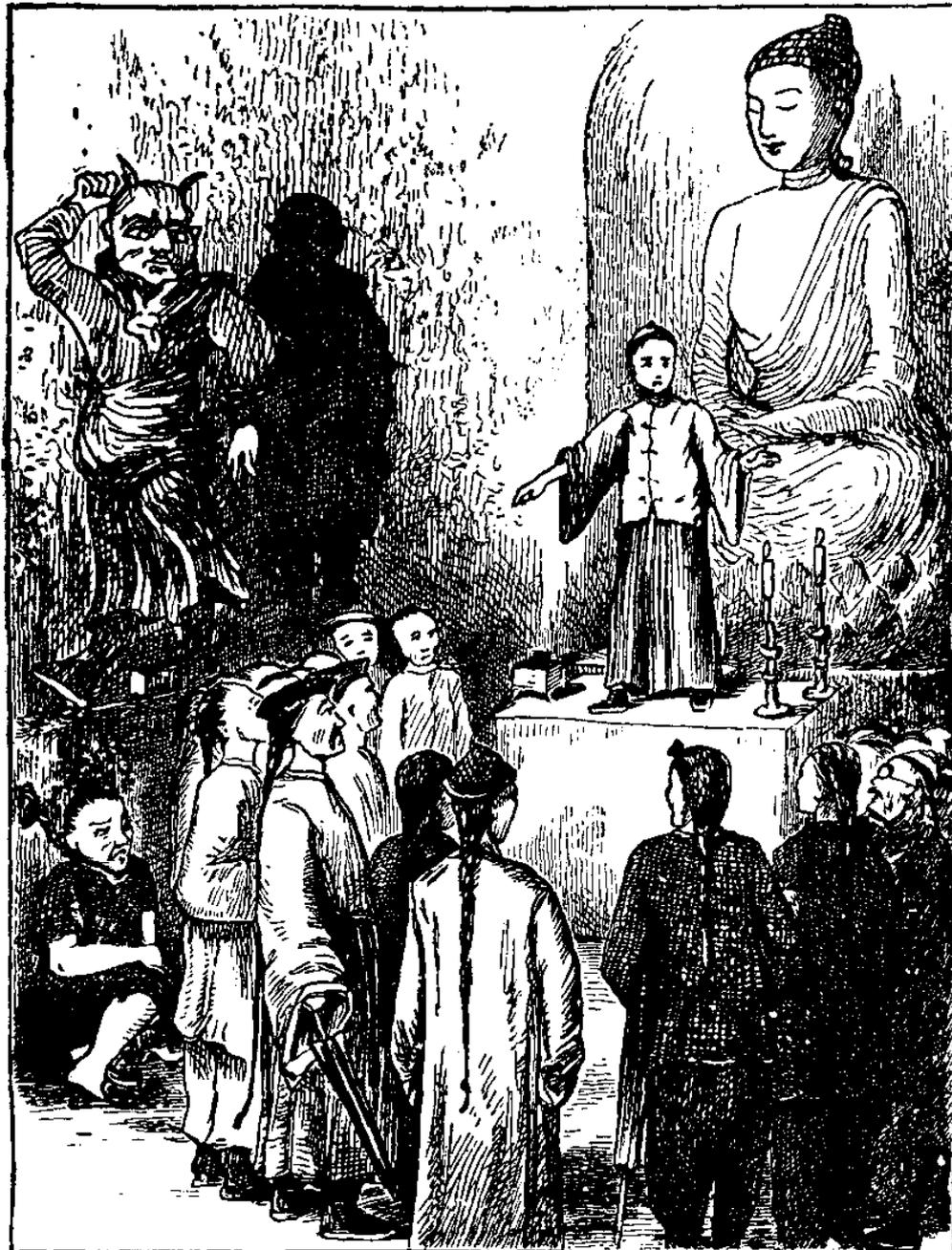
„Wir reisten durch die Provinz Honan, indem wir überall, wo sich die Gelegenheit bot, zu den Leuten redeten und Traktate und Bibelteile verbreiteten.

„Eines Tages hatten wir in der Stadt Tsai-tien-t'ai Aufenthalt genommen. Es war nasses Wetter, und die Zimmer in unserem Gasthause waren viel zu klein, um auch nur einen Bruchteil der Menge aufzunehmen, die zusammenströmte, um uns zu sehen, und zu hören, was die Fremden bei ihnen wollten. Als wir ihnen kundtaten, daß wir zu ihnen reden möchten, aber nicht wußten wo, schlugen einige vor, in den Tempel zu gehen. Auf

unsere Frage, ob die Priester uns keine Hindernisse in den Weg legen würden, erfuhren wir, daß diese entweder von der Hungersnot dahingerafft oder aus Furcht, verhungern zu müssen, geflohen seien. Ihre Götter hatten sie für die Zeit ihrer Abwesenheit sich selbst überlassen. Wir entschlossen uns daraufhin, dem guten Rat zu folgen, und machten uns, einen dicken Pack Traktate und Bücher unter dem Arm, auf den Weg zu dem Tempel, gefolgt von der Menge, deren Neugierde wir in höchstem Maße geweckt hatten, denn Fremde kamen höchst selten in jene Gegend.

„Das Innere des Tempels bot ein Bild grober Vernachlässigung. Die vielen Götter aus Ton und Holz waren seit Monaten nicht abgestaubt worden. Der Boden war schmutzig und mit Weihrauchasche bedeckt. Hier und da stand eine brennende Kerze, die irgend ein hungernder Mensch einem der vielen Götzen geopfert haben mochte.

„Wir verloren indessen keine Zeit mit dem Betrachten dieses so arg vernachlässigten Götzenhauses, sondern einer von uns stieg ohne weiteres auf den Altar hinauf. Der Platz war wie geschaffen, um von dort herab der neugierigen Schar das herrliche Evangelium unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus zu verkündigen. Ein passender Gegenstand, an dem wir den unwissenden Leuten geradezu Anschauungsunterricht erteilen konnten, war auch vorhanden. Links von dem Altar kauerte nämlich ein Mann am Boden, die Kleider zerlumpt, der Schädel unrasiert, in jeder Hinsicht verkommen und verwahrlost — ein Bild von Jammer und Elend. Er hockte an der Wand, da er weder sitzen



noch stehen konnte, denn eine kurze, um seinen Hals gelegte Kette, mit der er an die Wand geschmiedet war, zwang ihn, in dieser hockenden Stellung zu verharren. Es war ein gefangener Räuber.

„Konnten wir einen besseren Text finden? An seine Lage anknüpfend, schilderten wir den Zustand des Menschen, dem durch die Macht der Sünde Hände und Füße gebunden sind, und den keine Macht auf Erden aus dieser jammervollen Lage zu befreien vermag. Dann wiesen wir auf Christum, den Sohn Gottes, hin, der, indem Er um der Sünde willen gerichtet und ein Sünden-träger wurde, die Macht empfing, Sklaven der Sünde von ihren Fesseln zu lösen. Wir lasen die Stelle: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil Er mich gesalbt hat, Armen gute Botschaft zu verkündigen; Er hat mich gesandt, Gefangenen Befreiung auszurufen und Blinden das Gesicht, Zerschlagene in Freiheit hinzusetzen, auszurufen das angenehme Jahr des Herrn“. (Luk. 4, 18. 19.) Nie hatten die Priester des Buddha solche Dinge gepredigt. Sie redeten wohl von Selbsterlösung. Aber das war ein Rezept, das keinem Menschen helfen konnte. Dadurch empfing kein Mensch die Vergebung seiner Sünden oder Ruhe für seine Seele.“

Hier endet der Bericht des Missionars über seine Predigt im Buddha-Tempel. Ob auch bei dieser Gelegenheit das Herz des einen oder anderen dieser armen, unwissenden, abergläubischen und doch vielfach nach Höherem hungernden und dürstenden Chinesen aufgetan worden ist, um das kostbare, heilbringende Evangelium von der durch den Tod Jesu

Christi bewirkten Erlösung anzunehmen, gibt er nicht an.

Mich erinnerte die Darstellung lebhaft an die Mitteilung des Wortes Gottes über die Predigt des Apostels Paulus auf dem Areopag, von der Apostelgeschichte 17 berichtet.

Ein Fremder, innerlich wie äußerlich, hatte der Apostel sich tagelang in der reichen Stadt mit ihren zahlreichen Götterbildern aufgehalten und die Aufmerksamkeit der Bewohner erregt durch die neue, fremde Lehre, die er ihnen brachte. Schließlich hatte man ihn hinausgeführt auf den Areos- oder Marschhügel, den Versammlungsort des berühmten Gerichtshofs der alten Athener, nach dem dieser auch seinen Namen erhalten hat. Dort, angesichts einer Versammlung angesehenen Philosophen, sollte er, der unscheinbare Jude, auseinandersetzen, was das Neue war, das er ihnen brachte. Neugierde war es, was die klugen, weisen Männer so fragen ließ. Denn „alle Athener und die Fremden, die sich da aufhielten, brachten ihre Zeit mit nichts anderem zu, als etwas Neues zu sagen und zu hören“. (Apostg. 17, 21.)

Und nun hielt der Apostel jene eindrucksvolle Rede, die der Heilige Geist uns in ihren Hauptzügen aufbewahrt hat. Mitten auf dem Areopag stehend, jedem einzelnen aus der erlauchten Versammlung der griechischen Weltweisen, die dabei doch arme Götzendiener waren, sichtbar, zeigte er ihnen, wie töricht sie in all ihrer vermeintlichen Weisheit waren, indem sie das „Göttliche dem Golde oder Silber oder Stein, einem Gebilde der Kunst und der Erfindung des Menschen“ gleichstellten, mit

anderen Worten, indem sie sich Götterbilder machten und ihnen opferten. Er beweist ihnen, daß es nur einen Gott gibt, der der Herr des Himmels und der Erde, der Schöpfer und Erhalter alles Bestehenden und Lebenden ist. Während seines Umhergehens durch die Stadt hatte er einen Altar mit der Aufschrift: Dem unbekanntem Gott! gesehen, und an diesen Umstand anknüpfend, verkündet er ihnen, wer dieser Gott ist, den sie, ohne Ihn zu kennen, verehrten. Gottes Geist paßt sich in der Art der Bezeugung stets der inneren Stellung des Menschen, zu dem Er redet, an. Nie „zerbricht Er ein geknicktes Rohr“, nie „löscht Er einen glimmenden Docht aus“. (Vergl. Matth. 12, 20.) Aber die Philosophen von Athen waren weder das eine noch das andere. Sie glichen auch nicht den armen, unwissenden Chinesen, die, wenn auch neugierig, sich doch im Bewußtsein ihrer Armut um den fremden weißen Mann drängten. Die Athener waren nicht arm, sondern reich. Dementsprechend ist auch das Wort des Apostels an sie. Nachdem er sie, die Weltweisen, von ihrer Torheit überführt hat, gebietet er ihnen im Namen Gottes, „Buße zu tun, weil Gott einen Tag gesetzt hat, an welchem Er den Erdbreis richten wird in Gerechtigkeit durch einen Mann, den Er dazu bestimmt hat, und hat allen den Beweis davon gegeben, indem Er Ihn auferweckt hat aus den Toten“. Buße und Gericht, das ist es, was er diesen Leuten in feierlichem Ernst vorstellt. Leider für die Allgemeinheit vergebens. Das Wort von der Toten-Auferstehung erweckt nur ihre Spottlust. Andere zucken gleichgültig die Achseln: Nun,

vielleicht war die Sache doch wert, daß man nochmals etwas darüber hörte. Das war alles. Abgesehen von einigen wenigen Männern und einer Frau, die sich dem Apostel anschlossen, wandte man ihm den Rücken.

Der unbekannte Gott! — Ist Gott das nicht auch heute für die meisten Menschen? Wie wohl Er sich in unseren Tagen so sichtbarlich geoffenbart hat wie kaum je zuvor, kennt Ihn doch nur eine verhältnismäßig kleine Schar; die anderen verspotten und lästern Ihn, oder wollen doch in ihrem Hochmut nichts von Ihm wissen. Sie kümmern sich nicht um Ihn, reden bestenfalls von Ihm als dem „lieben Gott“, sind aber im Herzen weit entfernt von Ihm. Was hat Gott allen diesen Leuten zu sagen? Den Spöttern und Lästerern ruft Sein Wort zu: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Denn was irgend ein Mensch sät, das wird er auch ernten“. (Gal. 6, 7.) Den Stolzen und Hochmütigen sagt es: „Gott widersteht den Hochmütigen, den Demütigen aber gibt Er Gnade“. (Jak. 4, 6.) Die Gleichgültigen weckt es auf: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf aus den Toten, und der Christus wird dir leuchten!“ (Eph. 5, 14.) Und für die, welche meinen: Gott nimmt es nicht so genau, Er ist ja der „liebe Gott“, steht das ernste Wort geschrieben: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr. 10, 31); oder jenes andere: „Denn auch unser Gott ist ein verzehrendes Feuer“. (Hebr. 12, 29.) Zugleich aber gebietet Er ihnen allen, umzukehren von ihren sündigen Wegen und

Buße zu tun, „weil Er einen Tag gesetzt hat, an welchem Er den Erdbreis richten wird in Gerechtigkeit“. „Denn wir müssen alle vor dem Richterstuhl des Christus offenbar werden, auf daß ein jeder empfangen, was er in dem Leibe getan, nach dem er gehandelt hat, es sei Gutes oder Böses.“ (2. Kor. 5, 10.)

Auf diese Weise spricht Gott zu den oben angeführten Menschenklassen. Es ist der Hauptinhalt der Rede des Apostels auf dem Areopag zu Athen. Viel lieber freilich redet Gott in anderer Weise. Um zu wissen wie, brauchen wir nur die Evangelien zu lesen. Hier sehen wir Ihn in sichtbarer Gestalt in der Person Seines geliebten Sohnes diese Welt durchschreiten. Und wie Jesus Christus mit den Menschen umzugehen pflegte, das bekundet deutlich Seine Botschaft an den zweifelnden Johannes: „Blinde werden sehend, und Lahme wandeln, Aussätige werden gereinigt, und Taube hören, und Tote werden auferweckt, und Armen wird gute Botschaft verkündigt“. Weshalb Jesus Christus, Gottes Sohn, Mensch geworden ist, das hat Er selbst den Pharisäern und Schriftgelehrten gesagt, die darüber murrten, daß Er mit Zöllnern und Sündern zu Tische saß. „Die Gesunden“, sprach Er, „bedürfen nicht eines Arztes, sondern die Kranken; ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße.“ (Matth. 9, 13. 14.)

Fallen deshalb diese Zeilen in die Hand eines Menschen, der da fühlt, daß er ein Sünder ist, der ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz hat und nach dem Wasser des Lebens dürstet, so höre er, daß für ihn die kostbaren Worte geschrieben stehen:

„Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. (Matth. 11, 28.) „Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“ (Offbg. 22, 17.) „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden!“ (Apostg. 16, 31.)

Wie Gott hilft.

In welcher wunderbarer Weise Gott häufig den Seinigen zu Hilfe kommt, davon hat unser Blatt schon manchmal berichtet. Heute möchte es ein Beispiel bringen, wie der Herr einen Hund benutzte, um eine gläubige Witwe und ihre Kinder aus großer Gefahr zu retten.

Diese Witwe wohnte in Kanada auf einem Landgut. Sie führte ein einsames Leben, aber sie war ruhig und getrost, denn sie kannte Gott und vertraute auf Ihn. Da sie jedoch nicht von starker Gesundheit war, fühlte sie sich mit der Zeit zu schwach, um das Gut selbst zu bewirtschaften. So verkaufte sie es und ließ bei der Gelegenheit auch einen Teil ihres Hausrats versteigern.

In der auf den Verkauf folgenden Nacht schlief sie noch einmal mit ihren drei kleinen Kindern und einer Magd in ihrem bisherigen Heim.

Der Wind heulte fürchterlich, und das ganz aus Holz gebaute Haus krachte in allen Fugen, sodaß die Frau keinen Schlaf finden konnte. Plötzlich — der Sturm hatte gerade ein wenig nachgelassen — hörte sie ein auffallendes, ungewöhn-

liches Geräusch hinten im Hause und bald darauf heftiges Hundegebell. Da sie keinen eigenen Hund hatte, beängstigte sie dieses Bellen fast noch mehr als das andere Geräusch. Trotz ihrer Angst wagte sie es, in die Kammer der Magd zu gehen, um diese zu wecken und dann mit ihr das Zimmer zu untersuchen, aus welchem das Hundegebell kam.

Beim Mondschein erblickte sie einen großen schwarzen Hund, der wütend an der Küchentür kratzte. Sie ließ die Tür öffnen, und alsbald sprang der Hund hinein und in ein Nebenzimmer, in dem sie jetzt zu ihrem Entsetzen zwei Männer erblickte. Als diese den Hund auf sich zustürzen sahen, ergriffen sie die Flucht durch das geöffnete Fenster. Der Hund folgte ihnen. Sein furchtbares Geheul deutete auf den Kampf hin, den er offenbar mit den beiden Einbrechern zu bestehen hatte. Endlich verlor sich der Lärm in der Ferne.

Mittlerweile hatte die Frau eine Lampe angezündet und im Hause umhergeleuchtet. Da fand sie denn, daß die Männer eine Scheibe eingedrückt und auf diese Weise das Fenster geöffnet hatten.

Während sie sich mit der Magd bemühte, diese Öffnung zu verschließen, kam der Hund wieder zur Haustür und begehrte Einlaß. Als sie öffnete, sprang er schweifwedelnd ins Zimmer und ließ sich ihr Streicheln als Zeichen der Anerkennung seiner Tapferkeit wohl gefallen. Darauf legte er sich neben den Ofen und schlief ein. Kaum hatte er aber am folgenden Morgen sein Frühstück empfangen, so sprang er winselnd an der Haustür hinauf und eilte, als man ihm aufmachte, in weiten Sähen davon.



„Meine Sünden, meine Sünden! Ich bin verloren!“

Vor Jahren reiste ich im Osten unseres Landes, um das Wort vom Kreuze zu verkündigen. In dem Städtchen N. hielt ich mich längere Zeit auf, weil der Herr mir an diesem Orte die Tür weit auf-tat. Viele Menschen besuchten die regel-mäßig stattfindenden Versammlungen, und junge und alte, reiche und arme wurden aus der Finsternis in Gottes wunderbares Licht geführt und fanden Vergebung ihrer Sünden in Christi Blut.

In der Stadt lebte ein reicher Kaufmann mit zwei Töchtern von zweiundzwanzig und achtzehn Jahren. Die jüngere der beiden war in der ganzen Stadt bekannt als ein hochmütiges, weltlich ge-sinntes Mädchen. Obwohl noch so jung, hatte sie die „Eräber“, welche diese Welt bietet, schon reich-lich genossen. Diesem Mädchen rief eines Tages eine ältere Bekannte, die vom Evangelium ergriffen worden war, ernst und eindringlich zu: „Gretchen,

wenn du dich nicht bekehrst, nimmst du ein Ende mit Schrecken!"

Das ernste Wort war für das junge Mädchen ein Pfeil aus dem Köcher Gottes. Es traf sie wie ein Hammerschlag. Nicht lange währte es, da hieß es im Ort: „Mit Gretchen B. ist es nicht mehr ganz richtig“. Was war denn mit ihr? Nun, sie hatte alle Lust an den Vergnügungen der Welt verloren und schrie Tag und Nacht: „Meine Sünden! Meine Sünden! Ich bin verloren!“ Sie aß und trank fast nichts mehr. So war es kein Wunder, daß schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit das schöne, blühende Geschöpf zusammengefallen war wie eine der prächtigen Tulpen, wenn sie der Mai-frost berührt. Abgemagert und entstellt lag sie zu Bett. Ein Arzt wurde zu Rate gezogen, aber kein Mittel half. Der Pfarrer kam. Doch auch sein Wort vermochte nicht, ihr Vinderung zu geben. Ihr Zustand erregte allgemeines Mitleid. Aber das konnte der bedauernswerten jungen Kranken ebenso wenig helfen wie alles andere. Es ging stetig weiter mit ihr bergab.

Auf meine Veranlassung besuchten zunächst zwei gläubige Mädchen die Kranke, um ihr von Jesu Liebe zu erzählen. Aber entmutigt kamen sie wieder. Der Vater, der für die „Frommen“ nichts übrig hatte, hatte sie nicht zu seiner Tochter gelassen.

Was sollte nun geschehen? Sollte ich selbst einen Versuch machen, zu der Kranken zu gelangen? Ich tat es nicht gern, da ich damals noch jung war. Zudem bestand für mich noch weniger Aussicht, vorgelassen zu werden, als für die beiden Mädchen. Aber als es schließlich hieß: „Fräulein B.

soll in eine Irrenanstalt!" da wurde es mir klar, daß wenigstens der Versuch gemacht werden mußte. Ich fiel vor Dem nieder, der auch meine Seele aus der Vernichtung Grube gezogen hatte, und bei dem es das Wort „unmöglich“ nicht gibt. Zu Ihm flehte ich, daß Er mir den Weg zu der armen Kranken bahnen möge.

Im Vertrauen auf die Hilfe meines mächtigen Gottes und Vaters ging ich dann zu dem Hause des Kaufmanns. Wider alles Erwarten wurde ich freundlich empfangen. Der Hausherr selbst öffnete mir die Tür. Ich dachte, es sei das Beste, ohne viele Umschweife auf mein Ziel loszugehen, und begann deshalb, nach ein paar einleitenden Worten über den Zweck meines Kommens, mit dem Manne über die Ewigkeit zu reden.

„Bitte, gehen Sie ins Wohnzimmer! Dort sind auch meine beiden Töchter“, war seine Antwort. Ich meinte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, ließ mich aber nicht zweimal einladen. Im Wohnzimmer fand ich zunächst nur die älteste Tochter. Ich sprach auch mit ihr einige Worte, und dann führte sie mich ganz von selbst an das Bett ihrer kranken Schwester.

Die Kranke bot in der Tat einen bedauernswerten Anblick. Ich drückte ihr mein herzliches Mitgefühl aus. Doch darauf ging sie nicht ein, sondern fragte ganz unvermittelt:

„Wer hat Sie zu mir geschickt?“

„Fräulein J.“, erwiderte ich, „der Herr Jesus hat mich zu Ihnen gesandt.“

„Der Herr Jesus? Nein, der ist nicht für mich da. Meine Sünden sind zu groß. Ich gehe

ewig verloren.“ — In dieser Weise ging es eine Zeitlang fort.

Als sie endlich ein wenig ruhiger geworden war, sagte ich: „Fräulein B., vor Ihnen steht ein Mann, der garnicht besser war als Sie. Auch ich irrte einst als ein Verlorener hoffnungslos umher. Infolge des Kummers und der Not meiner Seele büßte ich meine Gesundheit ein, ja, ich kam an den Rand des Todes. Dann endlich fiel ich als ein reumütiger Sünder vor Dem nieder, der selbst einen Räuber nicht verstieß, sondern ihm zurief: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“. Und als ich so meine Sünden bekannte, fand ich Vergebung und Frieden im Glauben an das Blut des heiligen, fleckenlosen Lammes Gottes. Sehen Sie, genau die gleiche Gnade ist auch für Sie da. Jesus stößt Sie nicht von sich. Sein Blut wäscht uns rein von aller Schuld. Gehen Sie zu Jesu!“

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte die Kranke meinen Worten gelauscht. Im nächsten Augenblick schon lag sie neben mir auf den Knien, und zusammen schrieen wir zum Herrn um Erbarmen. Nachdem wir gebetet hatten, suchte ich ihr noch einmal den gekreuzigten und auferstandenen Herrn vor die Seele zu stellen, und verließ sie dann.

Einige Tage später fand ich das so unglückliche Geschöpf als ein fröhliches Menschenkind wieder. Es war ihr ergangen wie mir und wie so vielen anderen. Ein Wunder der Gnade war an ihr geschehen. Sie hatte die freundliche Stimme des Heilands vernommen, der zu ihr sprach: „Deine Sünden sind vergeben. — Dein Glaube

hat dich errettet; gehe hin in Frieden." (Luk. 7, 48. 50.)

Die Zeit bewies, welch eine gründliche Änderung mit Gretchen Z. vor sich gegangen war. Ziel war ihr vergeben worden, und sie liebte viel. Die Welt und ihre nichtigen Dinge verschmähend, ging sie, statt ins Irrenhaus, in die Versammlungen der Kinder Gottes, wo sie mit anderen Erlösten Den pries, der ihr die schmutzigen Gewänder der Eitelkeit, des Hochmuts, der Augen- und Fleischeslust ausgezogen und sie mit dem Kleide der göttlichen Gerechtigkeit angetan hatte. Fortan war ihr die Welt gekreuzigt, und sie der Welt.

Daß diese merkwürdige Änderung aufs neue Grund zu vielem Gerede gab, braucht uns nicht zu wundern. Man schüttelte den Kopf über Gretchen Z. War es denn nötig, daß ein junges Mädchen beständig in der Bibel las und nichts lieber tat, als mit den „Frommen“ der Stadt, d. h. mit meist geringen, wenig angesehenen Leuten, zu singen und zu beten? Mußte sie denn jetzt allen Vergnügungen aus dem Wege gehen?

Gretchen kümmerte sich wenig um die Meinung der Leute. Sie war freundlich und gefällig gegen jedermann, ging aber im übrigen unbeirrt den schmalen Pfad der Nachfolge Jesu. Der Herr belohnte ihre Treue. Nicht lange währte es, da ging auch ihre Schwester mit ihr den gleichen Weg und bekannte den Heiland. Auch ein Bruder, der aus dem Ausland in die Heimat zurückkehrte, ging mit, um Gottes Wort zu hören, und später hieß es, auch ihr Vater sei für Christum gewonnen worden. Der Herr Jesus sagt: „Wer in mir bleibt und ich in

ihm, dieser bringt viel Frucht, denn außer mir könnt ihr nichts tun". (Joh. 15, 5.) Die Kraft dieses Wortes bewährte sich auch hier. —

Bist auch du schon dem Verderben und dem Gericht dieser Welt entflohen, lieber Leser? Nachdem Noah mit den Seinigen in die Arche gegangen war, heißt es: „Und Jehova schloß hinter ihm zu". (1. Mose 7, 16.) Und in Matth. 25, in dem Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen, lesen wir: „Die bereit waren gingen mit Ihm ein zur Hochzeit; und die Tür ward verschlossen". Die Stunde des Gerichts kommt gewiß, und wer dann nicht geborgen ist in Jesu Blut, geht auf ewig verloren. Die Gnadenzeit ist heute. Höre darum nicht auf Satan, den Lügner von Anfang! Er verspricht viel und hält nichts. Laß dich nicht durch ihn verführen! „Wenn du dich nicht bekehrst, nimmst du ein Ende mit Schrecken!" Möchte dieses Wort auch dein Herz erreichen!

Auch ein gezähmter Tiger.

Am die Mitte des 16. Jahrhunderts wurden in einigen Gegenden Südfrankreichs eine Reihe verwegener Raubanfänge und schrecklicher Mordtaten verübt. Nach längerer Zeit, es war im Jahre 1552, gelang es, einen gewissen Johann Peter Chambon als der Greuelthaten verdächtig gefangen zu nehmen. Man schaffte ihn nach den unterirdischen Kerkern von Lyon.

Dort lag nun der Unglückliche tief unten in einem jener schauerlichen Gewölbe, einem engen, finsternen, feuchten und ekelhaften Loch. An Füßen und Händen war er mit Ketten gefesselt. Es quälte ihn der Hunger, es quälte ihn ein Heer von Ungeziefer aller Art. Einmal des Tages trat der finstere und wortfarge Gefängniswärter in die unheimliche Zelle und brachte ihm sein Essen in einem so schmutzigen Napf und von solch übler Beschaffenheit, daß selbst ein Hund es verschmäht hätte. Von jedem anderen Verkehr, vom Licht des Tages und allem Leben abgeschlossen, wälzte sich der ungeschlachte Mensch in ohnmächtiger Wut auf seinem modrigen Strohlager. Kein Laut unterbrach die Stille jener unterirdischen Räume, als das Klirren seiner Ketten und die furchtbaren Lästerungen, die er wider Gott und Menschen ausstieß. Er verfluchte den Tag seiner Geburt, seine Eltern, ja, die ganze Menschheit. Hartnäckig und beharrlich leugnete er dabei die schweren, ihm zur Last gelegten Verbrechen.

Nachdem Chambon mehrere Monate im Kerker zugebracht hatte, gefiel es Gott, das Herz dieses bösen, verfinsterten Verbrechers zu rühren und ihm Seine Liebe zu offenbaren. Als Werkzeug hierzu benutzte Seine Meisterhand den Kaufmann Bergier.

Bergier war um seines Glaubens willen gefangen genommen und, jedenfalls zur Verschärfung der Kerkerhaft, in das Gewölbe geworfen worden, in welchem der berühmte Raubmörder nach Licht und Freiheit schmachtete. Vielleicht hoffte man auch, ihn auf diese Weise zu schnellerem Aufgeben seiner ketzerischen Ansichten zu bewegen. Aber darin, daß

Gott zuließ, daß die Feinde der Wahrheit diesen Seinen edlen und treuen Knecht so grausam behandelten, verfolgte Er Seine weisen Absichten. Bergiers Sanftmut, Freundlichkeit und christliche Liebe machten einen tiefen Eindruck auf den durch die fürchterliche Kerkerhaft mittlerweile halb rasend gewordenen Chambon. Anfänglich nur stußig gemacht, begann er bald über den Grund nachzudenken, weshalb sein Leidensgefährte nicht auch tobte wie er, sondern seine Leiden mit stiller Geduld trug. Gefühle tauchten in dem Herzen des harten, wilden Mannes auf, wie er solche wohl in seinem Leben noch nicht gekannt hatte. Ruhig und mit der Zeit sogar aufmerksam hörte er zu, wenn Bergier ihm Geschichten aus der Heiligen Schrift erzählte. Der treue Mann verstand es, seinem unglücklichen Mitgefangenen in richtiger Weise und in kluger Berücksichtigung seines Zustandes das aus dem Worte des Lebens darzureichen, was er nötig hatte. Er wirkte an seiner Seele unter ständigem Aufblick zum Herrn und mit inbrünstigem Flehen für seine Errettung. Seine Gebete fanden Erhörung. Der große Verbrecher brach völlig zusammen. Er beteuerte nicht länger seine Unschuld, sondern gestand seine vielen und schrecklichen Vergehen offen ein. Er bekannte sich als den ersten unter den Sündern, beweinte mit vielen Tränen sein vergangenes böses Leben und schrie zu Gott um Gnade und Vergebung. Der Kampf war hart und schwer. Satan tat sein Äußerstes, um diesen bewährten Diener der Ungerechtigkeit in seinem Bann zu halten. Aber Der, welcher der Schlange am Kreuze den Kopf zertreten hat, erwies sich

auch hier als Sieger. Chambon vermochte im Glauben das große Erlösungswerk anzunehmen und fand Frieden. Er empfing die volle Gewißheit der „Erlösung durch Sein Blut, der Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum Seiner Gnade“ und vermochte fortan „in Neuheit des Lebens“ zu wandeln. Aus dem bösen, Gott und Menschen lästernden Manne wurde ein glückliches Kind Gottes, das die Worte der Heiligen Schrift, die der Bote Gottes ihm sagte — lesen konnte man in dem völlig finsternen Raum nicht — in sich aufnahm, wie das durstende Erdreich den erquickenden Regen vom Himmel trinkt zu einer Zeit großer Dürre. Auch er trank von dem lebendigen Wasser, das den, der es trinkt, nie mehr dürsten läßt.

In diesen Tagen fügte es Gott, der da reich ist an Barmherzigkeit, daß Chambon auch äußerlich Erleichterung empfing. Er lenkte die Herzen der Richter, sodaß sie ihm ein reinlicheres Kerkergewölbe zum Aufenthalt und bessere Kost gewährten. Schließlich wurden ihm sogar die Ketten abgenommen.

Von seinem treuen Freunde Bergier mußte er sich nun freilich trennen. Das war ihm sehr bitter. Doch murrte er nicht. Er hatte in Wahrheit gelernt, sich in Gottes Willen zu schicken und alles aus Seiner Vaterhand zu nehmen. Beim Abschied steckte Bergier ihm heimlich etwas unter das Gewand, und als sich die Tür seines neuen Gefängnisses hinter dem Wärter geschlossen hatte, entdeckte Chambon zu seiner unaussprechlichen Freude, daß der Gute ihm sein eigenes Evangelienbuch geschenkt hatte. Das war eine Gabe, die er weit höher schätzte als alle leiblichen Erleichterungen.

Unter Dankestränen sank er auf die Kniee und pries Gott mit lauter Stimme für Seine unbedingte Liebe und Güte.

Die Zelle, die man Chambon angewiesen hatte, empfing durch einen Spalt in der Mauer oben ein wenig Licht. An diesem Spalt stand der Gefangene stundenlang und las in dem ihm zuteil gewordenen Schatz, und was er darin fand erfüllte ihn in stets wachsendem Maße mit Freude und seligem Glück. Seine Freude vermochte selbst der Blick in die nahe Zukunft nicht zu trüben, denn er war sich klar bewußt, was seiner wartete. Der Urteilspruch ließ jetzt auch nicht mehr lang auf sich warten. Er lautete auf Todesstrafe durch das Rad. Chambon kannte die Qualen dieser Todesart. Aber wenn der Gedanke daran ihn auch im ersten Augenblick schauern machte, der Ausblick nach oben und das Bewußtsein, daß der Tod für ihn der Eingang in die ewige Herrlichkeit war, gab ihm Mut und Kraft.

Eine gewaltige Menschenmenge wohnte der Hinrichtung des berüchtigten Raubmörders bei. Es war ein Schauspiel, das das härteste Gemüt bewegen mußte. Da war nicht ein zitternder, angstbehebender Sünder, der den letzten schweren Gang antrat, auch keiner, der mit Verwünschungen und Lästerungen in den Tod ging. Es war ein Mann, der, nachdem er vor aller Ohren ein offenes Bekenntnis von dem was er verübt abgelegt hatte, nur Worte des Lobes und Dankes fand für Den, der seine blutroten Sünden schneeweiß gewaschen, der aus einem Sklaven Satans ein glückliches Kind Gottes gemacht hatte.

Nachdem Chambon dieses herrliche Zeugnis abgelegt hatte für seinen Herrn, legte er sich ruhig nieder und ließ still und getrost die furchtbare Strafe an sich vollziehen.

Daniels Nein.

Die Geschichte Daniels ist gar manchem bekannt, der sonst in der Bibel wenig Bescheid weiß. Sie ist für jung und alt fesselnd und hat selbst ungläubigen Dichtern als Stoff zu Dichtungen gedient. Aber das Wichtige ist nicht, daß man die Mitteilungen dieses Buches interessant findet, sondern daß man sie beherzigt. Vom ersten Kapitel an ist das Buch Daniel voll ernster Belehrung, Belehrung auch für uns.

Die Geschichte Daniels zeigt von Anfang an seine Frömmigkeit und Entschiedenheit. Sie beginnt mit einem entschiedenen „Nein“. Über die Begebenheit selbst brauche ich nicht viel zu sagen. Jeder Leser dieser Zeilen kennt sie. Königliche Kost und königliches Getränk wurden auf allerhöchsten Befehl den vornehmen israelitischen Jünglingen vorgesetzt, die Nebukadnezar an seinem Hof erziehen ließ. Aber „Daniel nahm sich in seinem Herzen vor, sich nicht mit der Tafelkost des Königs und mit dem Weine, den er trank, zu verunreinigen“. Dieses Vornehmen war eine tödliche Beleidigung des Gewaltherrschers auf Babels Thron und würde zweifellos den Tod Daniels und seiner gleichgesinnten Freunde zur Folge gehabt haben, wenn Nebukadnezar

etwas davon zu Ohren gekommen wäre. Aber Daniel fürchtete den Tod nicht. Er wußte, was auf dem Spiele stand, aber er hatte in seinem Herzen den Entschluß gefaßt und die Kosten überschlagen. Lieber sterben, als irgend etwas tun, was gegen die Gebote seines Gottes verstieß, das stand bei ihm fest. Was die Assyrer, deren ganzes Leben von ihrer Religion durchweht war, aßen und tranken, war zugleich ein Opfer für ihre Götter und damit ein Greuel für Jehova. Hätte Daniel seinen Verstand gefragt — und er war ein Mann von Verstand und Weisheit wie keiner in ganz Assyrien — so würde dieser ihm geantwortet haben: Wie kannst du als Sklave, unter so völlig veränderten Umständen, ein derartiges Gebot Gottes beobachten? Es ist eine Unmöglichkeit, und Jehova verlangt nichts Unmögliches von dir. Aber er fragte nicht seinen Verstand. Das Wort seines Gottes war ihm nahe, das trug er in seinem Herzen, und nach ihm handelte er. Alles übrige überließ er vertrauensvoll Jehova.

Das ist ein außerordentlich wichtiger Grundsatz für den Gläubigen aller Zeiten. Das Wort Gottes bleibt sich stets gleich. Was für die Christen der ersten Zeit galt, gilt auch für die der letzten. Als Gott Sein Wort niederschreiben ließ, wußte Er da nicht, daß die Verhältnisse sich mit der Zeit entwickeln und ändern würden? Gewiß; darum setzen die veränderten Verhältnisse keines Seiner Worte außer Kraft. Treue und Gehorsam Seinem Wort gegenüber, Absonderung von der Welt und ihren Dingen, Entschiedenheit in Bezug auf alles, was nicht göttlich ist, das sind und bleiben die

Forderungen Gottes, solange die Seinigen hienieden auf Erden sind.

In Verbindung mit unserem Gegenstand sei hier besonders die Entschiedenheit gegen das Böse betont. Je frecher Gottlosigkeit und Sünde auftreten, desto größerer Entschiedenheit bedarf es auf seiten der Gläubigen. Das mögen sich vor allem auch die Jüngeren von uns merken! Manche Versuchungen treten an sie heran, vor allem in der jetzigen zügel- und sittenlosen Zeit. Wie oft ist da ein entschiedenes „Nein“ am Platze! Das fällt manchmal schwer. Das Böse kleidet sich zuweilen in ein ganz hübsches Gewand. Gibt es denn nicht manche „unschuldige“ Vergnügungen? Gewiß, aber sei auf deiner Hut, mein lieber junger Freund! Das Menschenherz ist ein gar arglistiges und betrügerisches Ding, und Satan ist schlau. Laß dich nicht von ihm blenden! „Wodurch wird ein Jüngling seinen Pfad in Reinheit wandeln? Indem er sich bewahrt nach deinem Worte.“ Möchte dieses Wort allezeit Leuchte unserem Fuße und Licht für unseren Pfad sein! Dann werden wir es auch an der nötigen Entschiedenheit nicht fehlen lassen, und unser „Pfad wird sein wie das glänzende Morgenlicht, das stets heller leuchtet bis zur Tageshöhe“. (Spr. 4, 18.)

Durch die Entschiedenheit Daniels und seiner drei Freunde geriet der Oberste der Kämmerer, dem die israelitischen Jünglinge anvertraut waren, in große Verlegenheit. Er fürchtete, daß, wenn er der Bitte Daniels, sich nicht mit der Tafelkost des Königs verunreinigen zu müssen, nachgäbe, die Folgen so in die Erscheinung treten möchten, daß

es ihm den Kopf kosten könnte. Die Antwort Daniels zeigt aufs neue seine Herzensstellung. Er dringt nicht weiter auf den Obersten ein, sondern schlägt dem von diesem über sie bestellten Aufseher vor: „Versuche es doch mit deinen Knechten zehn Tage, und man gebe uns Gemüse zu essen und Wasser zu trinken; und dann mögen unser Aussehen und das Aussehen der Jünglinge, welche die Tafelkost des Königs essen, von dir geprüft werden; und tue mit deinen Knechten nach dem was du sehen wirst“. Ein ungeteiltes Vertrauen auf seinen Gott lebte in dem Herzen dieses frommen Jünglings. Er wußte, daß Gott ihn auf dem Wege des Gehorsams nicht würde zuschanden werden lassen. Er zweifelte weder an der Macht noch an dem Willen Jehovas, und das, nachdem Gott ihn so schwere Wege geführt hatte. Er war nicht mutlos und bitter geworden durch sein und seines Volkes herbes Geschick. Er beugte sich darunter, und sein Vertrauen wankte nicht.

Seine Entschiedenheit und Überzeugung brachten Daniel andererseits aber nicht dahin, von dem Obersten der Kämmerer, seinem Vorgesetzten, dessen Günst er genoß, Unbilliges zu verlangen. Er berücksichtigte durchaus die schwierige Lage, in welcher dieser Mann sich befand. „Tue mit deinen Knechten nach dem was du sehen wirst.“ Der Oberste der Kämmerer kannte Jehova nicht. Er konnte infolgedessen auch kein Vertrauen in Seine Macht, konnte keinen Glauben haben. Er konnte nur urteilen nach dem was er sah. Das bedachte Daniel. Er kam nicht mit einer anmaßenden Forderung, sondern nahm wohlthuende Rücksicht und bat bescheiden um

eine kurze Probezeit. Auch dieser Charakterzug Daniels sollte uns zu denken geben. Nicht immer ist das Benehmen der Kinder Gottes den Ungläubigen gegenüber so bescheiden und würdig, wie es ihrem „heiligen Stande“ geziemt. Oft läßt es Langmut und Demut vermissen.

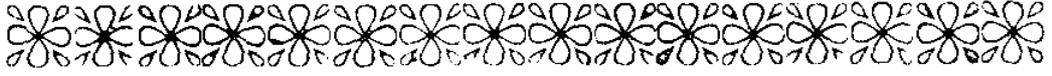
Der Segen Jehovas, der auf der gehorsamen Entschiedenheit Daniels und seiner drei Freunde ruhte, ist augenscheinlich. Nicht nur „war ihr Aussehen besser als dasjenige aller Jünglinge, welche die Tafelkost des Königs aßen“, sondern „Gott gab ihnen Kenntniss und Einsicht in aller Schrift und Weisheit; und Daniel hatte Verständniss für alle Gesichte und Träume“. Und als schließlich am Ende der drei Erziehungsjahre Nebukadnezar ein großes Examen mit all den Jünglingen abhielt, fand er die vier Freunde „in allen Sachen einsichtsvoller Weisheit zehnmal allen Schriftgelehrten und Beschwörern überlegen, die in seinem ganzen Königreiche waren“. Da sehen wir, wie Gott die Treue belohnt. Nie und nimmer wäre es den vier Jünglingen möglich gewesen, sich durch eigene Mühe in drei kurzen Jahren das zu erwerben, wozu die klügsten Männer jenes Landes ihr ganzes Leben gebraucht hatten. Gott gab ihnen diese auserlesene Weisheit, denn die wahre Weisheit kommt von oben.

Nebukadnezar aber machte Daniel zum Herrscher über die ganze Landschaft Babel, und seine Freunde wurden über die Verwaltung der Landschaft bestellt. Auch das ist beachtenswert. Zweifellos führt der Weg des Glaubens manchmal über Steingeröll und durch wüstes Gelände. Satan ist der Widersacher des Gläubigen und tut alles, um ihn zu fällen.

Andererseits aber dürfen wir immer wieder wahrnehmen, daß Gott Treue und Entschiedenheit auch in äußerer Hinsicht belohnt. Wer daher meint, daß auf dem Wege des Glaubens kein irdisches Gedeihen möglich sei, ist im Irrtum. „Der Segen Jehovas, er macht reich, und Anstrengung fügt neben ihm nichts hinzu.“ (Spr. 10, 22.) Silber und Gold sind des Herrn, und wem Er will, gibt Er es. Daß der Herr im allgemeinen den Seinigen keine großen Reichtümer schenkt, wissen wir, und wir kennen auch den Grund. Gewiß aber belohnt Er die Treue im Leben schon hier auf Erden, und der Geschäftsmann, der sein Geschäft mit dem Herrn führt, fährt nicht schlecht. Daniel war ein Jude und hatte mithin irdische Verheißungen, aber auch für den treuen Christen ist seine Geschichte voll ermunternder Belehrung.

Der alte Steinklopfer.

Zwei Freunde fuhren über Land. Es war ein friedlicher Abend, und sie genossen mit allen Sinnen die schöne, stille Natur. Auf einer Anhöhe standen zwei oder drei einsame Häuschen. Sonst zeigte sich weit und breit keine menschliche Ansiedelung. Es war schon ziemlich spät. In der Hoffnung, in einem der Häuschen einen kleinen Imbiß zu erhalten, machten sie Halt. Sich umschauend gewahrten sie durch eine offenstehende Tür eine alte Frau, die mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt



war. Die freundliche Alte schien den Wunsch der beiden Fremden zu erraten, denn mit herzlichen Worten lud sie sie ein, eine Tasse Tee in ihrem Hause zu trinken. So traten sie ein.

Es war ein einfaches, sauberes Gemach. Der Tür gegenüber saß ein alter Mann mit weißem Haar, aber frischen, gesunden Wangen. Bald war ein Gespräch im Gange. Zur gegenseitigen Freude lernte man sich als Kinder Gottes kennen. Der alte Vater war schon seit fünfzig Jahren ein Eigentum des Herrn. Er erzählte den beiden Freunden seine Bekehrungsgeschichte. Von Kindheit an hatte er in diesem Häuschen gewohnt, und seit seiner Bekehrung war es seine Freude gewesen, die einfachen Bauersleute, die weit zerstreut in der Gegend wohnten, Sonntag für Sonntag in seinem Heim zu versammeln und ihnen von der Liebe Gottes zu erzählen. Auch hatte er eine kleine Sonntagsschule gehalten für die Kinder seiner Nachbarn.

„Aus diesem einfachen Raum“, sagte er, „sind schon manche der Kleinen ausgegangen, um dem Herrn in der weiten Welt zu dienen, die einen als Prediger, andere als Missionare. Sie können jetzt ihren Mitmenschen den Heilsweg besser auslegen, als ich es damals vermochte.“

Die Bibel des Alten war durch den fleißigen Gebrauch gänzlich abgenutzt. Sein Glaube entsprach dem Forschen. Er war herzerquickend, und sein Verständnis des Wortes bemerkenswert.

Trotz seiner sechsundsiebenzig Jahre verdiente er sein kärgliches Brot noch durch Steinklopfen, aber die harte Arbeit preßte ihm keine Klage aus. Im Gegenteil. „Ich habe kostbare Stunden auf

meinen Knieen erlebt, das können Sie mir glauben“, versicherte er leuchtenden Auges.

Von der Frau erfuhren die beiden Freunde, daß gerade an diesem Tage eine kleine Wolke an dem Horizont der beiden Alten aufgestiegen war. Sie hatten etwas zu bezahlen, wozu das nötige Geld fehlte. Die Besucher betrachteten es als ein Vorrecht, hier helfen zu dürfen. Sie waren überzeugt, daß Gott selbst sie gerade zu dieser Stunde in das Haus Seiner treuen Kinder geführt hatte. Bevor sie schieden, befahlen sie sich in gemeinsamem Gebet der Hut des Vaters droben an.

Von dieser Zeit an wanderte manche Schrift und manch liebevolle Zeile in das Häuschen auf dem Hügel. Ab und zu kam auch ein freundlicher Gruß zurück. Endlich aber schrieb die Frau, ihr Mann sei krank und werde wohl das Bett nicht mehr verlassen. Die beiden Freunde machten sich unverzüglich auf den Weg, um ihren alten Bekannten noch einmal zu sehen. Einer von ihnen schreibt über diesen Besuch wie folgt:

„Nie werde ich den Frieden dieses Sterbezimmers vergessen. Von Kissen gestützt, lag der alte Mann auf seinem einfachen Lager. Mit seinem langen, weißen Haar war er eine ehrwürdige Erscheinung. Trotz seines Alters — er zählte jetzt achtundsiebzig Jahre — war sein Auge klar und hell und spiegelte den ungetrübten Frieden seiner Seele wider. Obwohl wir unangemeldet kamen und seit unserem ersten Besuch keine Begegnung mehr stattgefunden hatte, erkannte er uns sofort wieder. Vor ihm auf der Bettdecke lag, beim 103. Psalm geöffnet, die alte Bibel, darauf die

große Hornbrille des Alten. Er hatte eben noch selbst die kostbaren Worte gelesen.

„Die Menschen nennen das ein Sterbebett“, flüsterte er mit glücklichem Lächeln; „ich nenne es den Anfang vom Leben. — Ich kann nicht viel sprechen“, fuhr er nach einer Pause mit Anstrengung fort; „ich werde so schwach. Doch dies möchte ich — Ihnen noch sagen: Jesus Christus — ist mir heute kostbarer — und Seine Liebe wunderbarer — als vor fünfzig Jahren. Er ist bei mir — den ganzen Tag, und — ich warte auf Ihn.“

„Erschöpft hielt er ein. Dicke Schweißtropfen perlten über seine Stirn. Als sein Weib sich liebevoll über ihn beugte, flüsterte er: „Ich warte, — bis Er mich heimholt“.

„Da wir merkten, daß seine schwache Kraft mehr nicht ertrug, verabschiedeten wir uns. Mit zitternder Hand gen Himmel weisend, sagte er kaum hörbar: „Dort sehen wir uns wieder!“

„Durch das offene Fenster drang der kühle Abendwind und spielte mit den weißen Locken des glücklichen alten Mannes. Die Kletterrosen an der Hauswand spendeten süßen Duft, und aus der Hecke tönte letzter Vogelschlag. Alles war Friede, draußen wie drinnen.

„Meine Seele sterbe den Tod der Recht-schaffenen, und mein Ende sei gleich dem ihrigen!“ An dieses Wort mußten wir denken, als wir die friedliche Stätte verließen.“



Von einem Chinesen, dem es ähnlich erging wie dem Hauptmann Kornelius.

Ein höherer chinesischer Beamter erblickte eines Nachts im Traum einen in Weiß gekleideten Mann, der ihn drängte, an einen bestimmten Platz zu gehen, denn dort werde er Worte zu hören bekommen, durch die er errettet werden würde. So machte er sich denn gleich am nächsten Tage auf, und siehe da, an dem bezeichneten Ort traf er einen gerade dort anwesenden Missionar von der China-Inland-Mission. Diesem erzählte er, weshalb er gekommen sei, hörte das Evangelium und nahm alsbald den Heiland an.

Unser Chinese war ein Opiumraucher. Um eines Leidens willen hatte er sich seiner Zeit diesem bösen Laster ergeben. Seine Frau fürchtete nun, das alte Leiden möchte sich wieder einstellen, sobald er das Opiumrauchen aufhöre. Sie riet ihm deshalb, bei seiner Gewohnheit zu bleiben. Der Mann folgte dem Rat seiner Frau. Da er aber auf diese Weise keinen Frieden fand, beschloß er, um jeden Preis von der üblen Gewohnheit zu lassen. Und siehe da, durch Gebet und entschiedenen Ernst von seiner Seite wurde er innerhalb weniger Tage frei und kam zum Frieden.

Heute ist der Mann ein treuer Arbeiter für den Herrn und steht als Evangelist in Seinem Dienst.



Die Befehung eines amerikanischen Artilleristen.

In einem Vereinshause stand eine Anzahl Männer um zwei Schachspieler und schaute voll Interesse dem friedlichen Kampfe zu, den die Spieler, zwei Soldaten, auf dem weiß und schwarz gewürfelten Brett führten. Es waren geübte Spieler; besonders einer von den beiden, ein breitschultriger, starker Mann mit wirrem Haar, bewies eine geradezu unheimliche Geschicklichkeit. Er erweckte dadurch allgemeine Aufmerksamkeit.

In dem Vereinshause fanden regelmäßig Morgenandachten statt, zu denen tags zuvor eingeladen wurde. Zu seiner Freude bemerkte der Sprecher am folgenden Morgen auch den großen Schachspieler unter seinen Zuhörern. Bei der Abendandacht war er ebenfalls zugegen und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Als die kurze Versammlung zu Ende war, blieb er mit einem jüngeren Kameraden zurück. Beide wünschten sich mit dem Sprecher noch weiter zu unterhalten. Dieser ging mit ihnen in einen Nebenraum, wo

sie ungestört waren, und legte ihnen hier nochmals den „Weg des Lebens“ so klar und einfach aus, wie es ihm möglich war.

Die Geschichte vom Kreuz und das vollbrachte Werk Christi hatten den Hauptgegenstand der vorhergehenden Betrachtung gebildet. Der Sprecher kam darauf zurück. Mit Wärme legte er seinen beiden Zuhörern das Evangelium des Propheten Jesaja, wie es so herrlich in dem bekannten 53. Kapitel verkündigt wird, an Herz und Gewissen. „Wir alle irrten umher wie Schafe, wir wandten uns ein jeder auf seinen Weg; und Jehova hat Ihn treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit.“ Bei diesem Verse weilte er besonders lang.

Die Wirkung der Worte auf die beiden Männer war verschieden. Bei dem jüngeren mußte der Sprecher bald, woran er war. Der ältere aber verhielt sich schweigsam und schien anfänglich fast unzugänglich. Schließlich aber brach auch bei ihm die Eiskruste. Er begann zu sprechen.

„Herr —“, sagte er kopfschüttelnd, „das ist nichts für mich. Ich bin durch die Hölle gegangen im vergangenen Jahr, aber diese Art von Religion ist mir nie bis unter die Haut gedrungen. Mein Vater drunten in Süd-Karolina, das ist ein Mann von Ihrem Schlage. Ich besitze an fünfzig Briefe von ihm, und jeder ist gespickt mit Bibelstellen und eindringlichen Bitten an seinen Jungen.“

„Als seiner Zeit der Krieg erklärt wurde, konnte ich nicht zu Hause bleiben, obwohl ich eine Farm drunten habe, und der Alte außerdem 600 Morgen Landes — also Arbeit genug für mich. Aber ich ging und ließ mich anwerben. Ich sagte

meinem Vater nichts davon; das brachte ich nicht übers Herz. Als wir ausgebildet waren und nach Frankreich eingeschifft werden sollten, schrieb ich ihm und dachte nicht anders, als daß er mit dem nächsten Zug ins Lager kommen würde. Statt dessen bekam ich einen Brief, so lang!“ — er reckte seinen Arm weit aus — „der fing mit den Worten an: „Mein Junge, ich wußte, daß Du das tun würdest. Gott sei mit Dir! Aber denke daran, daß, wenn Du hinübergehst, Du vielleicht nie wieder nach Hause zurückkehrst, und weiter, daß Du meinen Jesus nötig hast als Deinen Heiland. Ich möchte Dich wiedersehen, mein Junge. Wenn Du aber stirbst, wie Du jetzt bist, so sehen wir uns nicht wieder.“

„Ich ging aufs Schiff und setzte über. In Havre angekommen, telegraphierte ich nach Hause. Ich dachte, ich würde lange nichts von daheim hören, aber was meinen Sie? Kaum im Quartier angekommen, hielt ich schon einen Brief von dem Alten in meinen Händen. Sie kamen fortan regelmäßig, und jeder forderte mich auf, Christum anzunehmen. Vater hatte die Gewohnheit, Bibelstellen auf Zettel zu drucken und von diesen ganze Bündel in seine Briefe zu tun. Ich verteilte sie dann an meine Kameraden, und glaub' schon, daß mancher tiefer gegangen ist als bis aufs Hemd. Aber für mich enthielten die Zettel nichts.

„Es gab heiße Kämpfe. Schließlich kamen wir in die Argonnen. Da ging's böß und blutig her. Eine Nacht war's besonders schlimm. Da fing Fritz*) an, ganz systematisch unsere Linien ab-

* Bezeichnung für den deutschen Soldaten.

zutrommeln. Alle paar Minuten gab's einen Feuerüberfall, und jedesmal wurde es klarer, daß unsere Stellung nicht mehr lange zu halten war. Als schließlich ein schweres Geschöß unser Geschütz erledigt hatte, rief unser Hauptmann uns zu, jeder solle für sich selber sorgen. Auf der Suche nach Deckung schlug eine Granate gerade vor uns ein. Ich sah Staub und Steine und dann nichts mehr. Als ich nach einiger Zeit wieder zu mir kam und mich befühlte, merkte ich zu meiner Überraschung, daß ich nicht im geringsten verwundet war. Ich krabbelte mich in die Höhe und rannte, bis ich ein Loch gefunden hatte. Da kauerte ich mich auf den Boden. Mein Kamerad war etwas weiter gelaufen und im Stacheldraht hängen geblieben. Er war einer der Schlimmsten unter uns. Er fluchte wie ein Seeräuber. Aber in dieser stockfinstern Nacht, die nur durch das Geschützfeuer und den Schein der ringsum wie ein Hagelwetter einschlagenden und pläzenden Granaten und Schrapnell's erleuchtet wurde, fing er an zu beten. Ich hörte ihn rufen: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Ich muß bekennen, daß ich nichts derart fühlte. Ich dachte überhaupt nicht an Gott. Schließlich gelang es ihm, sich aus dem Stacheldraht zu befreien. Ziemlich verletzt wurde er ins Lazarett geschickt. Etwa einen Monat später kam er wieder. Ich fragte ihn: „Nun, mein Junge, du hast ja in jener Höllennacht tüchtig gebetet! Hat Gott dein Gebet erhört?“ — „Ja, das hat Er getan“, antwortete er, und ich konnte merken, daß es ihm Ernst war. Aber auch das machte auf mich keinen Eindruck. Ohne Gott bin ich durch die schlimmsten

Kämpfe gekommen, ohne auch nur eine Schramme abgetriegt zu haben, und mein Herz ist heute so hart wie je zuvor."

Der Erzähler schwieg. Die anderen hatten mit Interesse, aber auch mit Wehmut gelauscht. War hier noch etwas zu hoffen? Was konnte noch gesagt werden, das nicht bereits gesagt worden war? Nur der Heilige Geist war imstande, eine Bresche in dieses wie von einem Eisenpanzer umgebene Herz zu schlagen und es von seinem verlorenen Zustand zu überführen. Der Vereinsleiter bat die beiden Männer, mit ihm zum Gebet niederzuknieen. Sie gehorchten. Dann betete er, bekannte in einfachen, ungekünstelten Worten seinem großen Gott und Vater die eigene Hilflosigkeit und bat Ihn dann, das Gewissen des neben ihm knieenden Mannes, für den bereits so viel vergeblich gebetet worden sei, aufzuwecken. Während des Gebets bemerkte der jüngere der beiden Soldaten zu seinem großen Erstaunen, wie die Riesengestalt seines Kameraden zu zittern begann. Zu gleicher Zeit liefen dicke Tränen über seine Wangen. Nach dem Gebet stand er auf und sagte in seiner kurzen Art: „Es ist in Ordnung! Ich nehme Ihn jetzt als meinen Heiland an. Und das können Sie mir glauben, Herr — es ist für immer! Ich gehe jetzt, um dem alten Manne daheim einen Brief zu schreiben. Es wird bald in ganz Süd-Karolina keinen glücklicheren Menschen geben als ihn.“

Draußen im Wartezimmer stand der Sekretär des Hauses. Er wollte die Haustür schließen, da es bereits elf Uhr war. Der Riese ergriff seine Hand, drückte sie kräftig und sagte: „Ich bin glück-

lich. Die englische Sprache hat keine Worte, um die Größe des Glücks, das ich hier habe" — er zeigte auf seine breite Brust — „zu beschreiben.“

„Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm.“ (Joh. 3, 36.)

Weshalb ich während des Urlaubs meiner Sungen nach Emden reisen mußte.

Es war im zweiten Kriegsjahre. Ich weilte für einige Zeit in Ostfriesland und verkündigte an verschiedenen Orten das Evangelium. Da erhielt ich eines Tages eine Depesche von Hause. Sie lautete: „Bin in Urlaub, aber nur drei Tage. Komm!“ Der Ruf kam von meinem Schwiegersohn. Ich kürzte daraufhin meinen Aufenthalt ab und reiste heim. Es war ein glückliches Wiedersehen. Wir hatten uns fast ein ganzes Jahr nicht gesehen. Während wir uns noch in den Armen lagen, trat plötzlich mein Sohn aus dem Nebenzimmer. Er war an dem gleichen Tage ebenfalls in Urlaub gekommen. Nun war die Freude doppelt groß. Es gab viel zu erzählen und viel zu danken.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Montag wurde ich in Emden erwartet, wo ich an mehreren Abenden das Evangelium verkündigen wollte. So gern ich nach Emden ging, diesmal wurde es mir schwer. Wer konnte sagen, ob ich meine Lieben

nicht zum letztenmal sah? Nach längerem Überlegen telegraphierte ich: „Sohn und Schwiegersohn in Urlaub! Muß ich kommen?“. Bereits des Nachmittags traf die Antwort ein: „Mußt kommen! Steht schon in der Zeitung.“ Da gab es kein Zögern mehr. Nur noch ein Tag war mir mit meinen Jungen vergönnt. Wie ein Alp legte es sich mir auf die Brust.

Mein Zug fuhr Montag vormittag gegen elf Uhr. Noch nie war mir der Abschied so schwer geworden wie dieses Mal. Unter Tränen, ohne mich umzusehen, eilte ich zum Bahnhof. Im Laufe der Reise wurde ich ruhiger. Das Bewußtsein, daß der Herr es war, dem ich ein Opfer brachte, ließ mich meinen Schmerz weniger bitter empfinden.

Gegen 6 Uhr langte ich in Emden an. Ich war bekannt in der Stadt und lenkte meine Schritte sogleich dem Hause zu, wo ich während meines Aufenthalts wohnen sollte.

Da kommt mir auf der Straße ein alter, würdiger Ostfrieser entgegen, bleibt stehen, als er mich sieht, und fragt nach einem Kaufmann am Plage. Kopfschüttelnd erwidere ich, ich sei fremd, komme eben vom Bahnhof und habe keine Ahnung, wo der betreffende Herr wohne. Ganz ärgerlich stampft der Alte mit dem Fuß auf und ruft: „Sie sind nun schon der Dritte, den ich vergeblich frage. Kein Mensch kann mir den Weg zeigen, und ich muß doch zu dem Kaufmann!“ Da heißt es plötzlich in meinem Innern: Sag' ihm ein Wort über den Weg zum Himmel! Ich trete dicht an den Mann heran, schaue ihm in die Augen und sage: „Den Weg zum Kaufmann kann ich Ihnen nicht

zeigen, wohl aber den Weg zum Himmel". Da macht der Alte einen Schritt zurück und sieht mich starr an; einen Augenblick später rinnen Tränen über seine Wangen, und ganz bewegt ruft er: „Den Weg zum Himmel? Daran suche ich ja nun schon zwei Jahre!“

Jetzt wußte ich, weshalb der Herr mir den alten Mann in den Weg geführt hatte.

„Um den Weg zum Himmel zu finden“, versetzte ich, „ist zunächst eine Erkenntnis von Wichtigkeit. Im Blick darauf möchte ich Sie fragen: Wissen Sie, was Sie vor Gott sind? Haben Sie sich schon als unrein und verloren, ja, als einen verdammungswürdigen Sünder vor Ihm erkannt?“

„Ja“, erwiderte er, „ich bin ein großer Sünder. Ich weiß, daß ich die Hölle verdient habe.“

„Haben Sie auch schon einmal auf Ihren Knien gelegen“, fuhr ich fort, „und haben gerufen: Herr Jesus, erbarme dich über mich großen Sünder!?“

„Ach!“ gab er zur Antwort, „ich glaube, in meinem Hause ist kein Plätzchen, wo ich nicht schon meine Kniee gebeugt und dem Herrn Jesus meine Sünden bekannt hätte.“

„Und Sie haben keine Antwort von Gott erhalten?“

„Nein. Mein Herz ist immer noch gleich leer.“

„Wie denken Sie sich denn Gottes Antwort auf Ihr Flehen?“ forschte ich. „An was wollen Sie erkennen, daß Er Ihnen vergeben hat?“

„Nun, das muß man doch fühlen“, meinte er sehr bestimmt. „Da kommt doch auf einmal eine so große Freude ins Herz!“

„Nein“, widersprach ich, „Gott antwortet nicht durch Gefühle. Er redet durch Sein Wort. Kennen Sie den Spruch Joh. 3, 16: „Denn also . . .“?“ Weiter kam ich nicht. Er nahm mir das Wort geradezu aus dem Munde und sagte den ganzen Spruch mit klarer, deutlicher Stimme her.

„Bitte, sagen Sie den Spruch noch einmal“, bat ich, „und betonen Sie: „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe“, und dann fügen Sie hinter „jeder“ ein: auch ich!“

Der Alte gehorchte. „Denn also hat Gott die Welt geliebt“, klang es ernst und feierlich, „daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, auch ich, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ In dem gleichen Augenblick füllten sich die Augen des Alten mit Tränen, sein Gesicht wurde hell, und plötzlich fiel er mir auf offener Straße um den Hals. Er glaubte und — war errettet.

Ich mußte gehen. Herzlich drückten wir uns zum Abschied die Hand. „Auf Wiedersehen! wenn nicht hier, dann im Himmel!“

Ich war schon eine ganze Strecke gegangen, als ich mich noch einmal umwandte. Er stand noch am gleichen Fleck, schaute mir nach und winkte mir zu. Mein Herz jubelte. Alles Leid war vergessen. Ich wußte, aus welchem Grunde ich an diesem Tage nach Emden hatte reisen müssen. Daß ich dieser suchenden Seele eine Hilfe hatte sein dürfen, das war wahrlich köstlicher als ein noch so schönes Zusammensein mit meinen Jungen.

Das Heilmittel Gottes für des Menschen Verderben.

Die Bibel sagt uns, daß das „Evangelium Gottes Kraft ist zum Heil jedem Glaubenden“. (Röm. 1, 16.) Dieser kurze Satz enthält die bedeutsamste Wahrheit, die es für den Menschen geben kann. Da ist nichts, was sich auch nur annähernd mit der Frage des Heils der Seele vergleichen ließe. Wäre der Mensch sich klar darüber, in welchem gefährlichen Zustand er sich befindet, so würde er kaum an etwas anderes denken können, bis die Frage seines Seelenheils in richtiger, Gott gemäßer Weise geordnet wäre. Aber die wenigsten Menschen wissen, wie ernst es um sie steht. Weshalb? Weil Gottes Wort über diesen Punkt nicht klar genug redete? Nein, sondern weil sie es nicht wissen wollen.

Ich denke hier an erster Stelle nicht an die Millionen, die jedes bessere Gefühl in Sinnenlust und sündigen Vergnügungen ersticken, sondern an die vielen Liebenswürdigen und sittlich Reinen, die da meinen, ihr menschlich guter Charakter mit seinen schönen Ausflüssen genüge, um ihnen den Weg in die Nähe Gottes zu öffnen. Aber von diesem Wege sagt die Schrift: „Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint, aber sein Ende sind Wege des Todes“. (Spr. 14, 12.) Die Bibel kennt diesen Weg nicht. Edle Charaktereigenschaften sind vor Gott wertlos. Er urteilt über den Menschen:

„Da ist keiner, der verständig sei; da ist keiner, der Gott suche; da ist keiner, der Gutes tue, da ist auch nicht einer.“ „Alle haben gesündigt.“ (Röm. 3, 11. 12. 23.) Die Bibel sagt dem Menschen klipp und klar, daß er „die Finsternis mehr liebe als das Licht“, ja, sie nennt ihn sogar „tot in Vergehungen und Sünden“. (Eph. 2, 1.) Als ein sündiges Geschöpf wird der Mensch in diese Welt hineingeboren, mit einer verderbten, gefallenen Natur, als ein Sünder wird er groß, und seine Gesinnung ist „Feindschaft gegen Gott“. (Röm. 8, 7.)

Der Edinburgher Professor Simpson, der sich um die segensreiche Einführung des Chloroforms in die Chirurgie so große Verdienste erworben hat, sagte einmal in einer Ansprache: „Gott benutzt in Seinem Worte manche Bilder, um uns unseren verlorenen Zustand als Sünder klarzumachen. Von diesen Bildern ist mir keins ernster und bezeichnender erschienen, als das Wort, das wir zweimal im Epheserbrief finden: „tot in Vergehungen und Sünden“. Die ungläubige Seele wird an dieser Stelle mit einem Leichnam verglichen, einem völlig leblosen Gegenstand. Alle Ungläubigen sind in der ernstesten Sprache des Wortes tot. Das ist furchtbar. Du bist also, lieber unbefehrter Zuhörer, in den Augen der göttlichen Gerechtigkeit tot. So wie man von dem zum Tode verurteilten Verbrecher als von einem „toten Mann“ redet, so bist auch du „tot“, denn „wer nicht glaubt, ist schon gerichtet“. (Joh. 3, 18.) Und gerade so wie ein Leichnam völlig bewegungs- und empfindungslos ist und nicht wieder lebendig werden kann, so ist auch das Ohr des Sünders an sich dem Schall des

Evangeliums verschlossen, gerade so wie sein Herz der Liebe Gottes.“

Die Lage des Menschen ist also eine furchtbare Wirklichkeit, welcher die Geschichte der Welt und unsere eigenen traurigen Erfahrungen ein nur zu beredtes Zeugnis geben. Sünde ist nicht nur ein häßliches Wort aus der Bibel oder dem Munde des Predigers, sondern eine schmutzige Wirklichkeit, das Verderben und der Fluch dieser Welt. Und unter diesem Fluche befinden sich ausnahmslos alle Menschen von Natur, und damit stehen sie unter dem göttlichen Gericht. Für alle Menschen von Natur gilt das Wort: „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht“. (Hebr. 9, 27.) Tod und Gericht, das sind die unbedingt sicheren Folgen der Sünde. Und dennoch ist für den fluchbeladenen Sünder ein Heil bereit. Wo und wie? Auf diese Fragen gibt die Bibel jedem, der hören will, eine klare, unzweideutige Antwort.

Gott sah den Menschen in seinem verlorenen Zustand. Er sah ihn, und es erbarmte Ihn seiner. Er wollte ihm helfen. Der „in Vergehungen und Sünden tote“ Mensch war ja völlig außerstande, sich selbst zu helfen. Nichts gab es, wie oben bemerkt, in Ihm, was Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit hätte befriedigen können. So mußte Gott dieses Mittel bereitstellen. Er selbst mußte eine Sühnung finden, einen Stellvertreter, der die ganze unermessliche Schuld des fluchbeladenen Sünders auf sich nahm und sühnte. Und Gott fand einen Stellvertreter. Sein eigener geliebter Sohn trat in den Riß. Er sprach: „Siehe, ich komme, um deinen Willen, o Gott, zu tun“. (Hebr. 10, 7.)

Gottes Sohn wurde Mensch, ein Mensch mit Fleisch und Blut wie alle anderen, aber — ohne Sünde. In vollkommenem Gehorsam, in Gerechtigkeit und Heiligkeit schritt Er durch diese sündige Welt. Er brauchte kein Gericht von seiten Gottes zu fürchten, weil es stets Seine Lust war, Gottes Wohlgefallen zu tun. Und trotzdem ist Er, der Heilige und Gerechte, in einem Gericht gewesen, wie kein Sterblicher es je sein könnte, auch der größte Sünder nicht. Denn jeder Mensch wird nach dem gerichtet und gestraft, was er selbst getan hat. Jesus Christus aber ist für die Sünden Unzähliger gerichtet worden. „Um unserer Missetaten willen war Er zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm.“ Er hat die „Missetaten der Vielen auf sich geladen“. (Vergl. Jes. 53, 5. 11.)

Sieh, mein lieber Leser, das ist Gottes Heilmittel für dich und mich. Nicht eigene gute Werke, nicht eigenes Streben können dich aus dem Tode ins Leben bringen. Nur einen Weg gibt es zum Vaterherzen: Jesus Christus. Er ist „der Weg und die Wahrheit und das Leben“. (Joh. 14, 6.) Er allein vermag aus dem Tode und der Gewalt Satans zu befreien. Ach, daß so viele diese Befreiung nicht annehmen wollen! Der Mensch ist so tot, daß selbst die unbegreifliche Liebe und das Wunder des Sühnungswerkes Christi sein kaltes Herz nicht rühren. Der Vater (Gott), der den Sohn gesandt hat, muß ihn ziehen. (Vergl. Joh. 6, 44.) Der Heilige Geist, der an Stelle des zur Rechten Gottes erhöhten Sohnes jetzt auf Erden weilt, muß in das tote Herz hineinleuchten und Leben hervor-

bringen. Er muß Herz und Gewissen aufwecken, muß selbst die Seele zu Jesu führen, damit sie durch den Glauben an Sein vollbrachtes Werk ewiges Leben finde.

Gott sei Dank, daß dieser Geist Seine segensbringende Tätigkeit auch heute noch ausübt! Unermüdet ist Er beschäftigt. Gott will ja nicht, daß ein Mensch verloren gehe. Alle sollen Buße tun und leben. Deshalb läßt Er allen ohne Ausnahme Sein Evangelium, diese Kraft Gottes, verkündigen. Deshalb läßt Er Tag für Tag die Sünder bitten: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ An keinem Herzen läßt Gottes Geist sich unbezeugt. Auch diese Zeilen sind ein Mahnruf. Möchten sie dein Herz erreichen, lieber Freund, der du bis heute dein Heil noch nicht in Jesu Christo gefunden hast! Ja, möchte „der Gott, der aus Finsternis Licht leuchten hieß“, auch in dein „Herz leuchten zum Lichtglanz der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Christi“! (2. Kor. 4, 6.)

Eine gefährliche Fahrt.

Ich befand mich auf einer Wanderung durch das amerikanische Felsengebirge, so erzählt ein Reisender, und hatte einen Punkt hoch in den Bergen, inmitten einer geradezu großartigen Gegend erreicht. Ein einfaches Gasthaus gewährte mir Obdach und Verpflegung. Ich beabsichtigte, von

hier aus noch weiter ins Gebirge einzudringen, aber ein Brief, den ich eines Morgens beim Frühstück vorfand, warf alle meine Pläne über den Haufen. Das Schreiben kam von meiner Mutter, die seit meines Vaters frühem Tode im Hause meines Großvaters wohnte, dessen einziger Erbe ich war, und der sehr an mir hing. Mutter schrieb, Großvater sei krank und werde voraussichtlich nicht lange mehr leben. Er habe große Sehnsucht nach mir. Der Brief war zwei Monate unterwegs gewesen. Nachdem ich ihn gelesen hatte, war mir ohne weiteres klar, was ich zu tun hatte. Ich mußte auf dem schnellsten Wege nach Europa zurückkehren.

Der Wirt, den ich von dem Inhalt des Briefes in Kenntnis setzte, riet mir, die Postkutsche, die in einer halben Stunde vorbeikommen würde, zu benutzen, da ich sonst zwei Tage warten müsse. In aller Eile packte ich meine Habseligkeiten in meinen Rucksack, die Postkutsche kam, ich schwang mich auf den Bock, und fort ging's.

Der Wagen war mit vier feurigen Pferden bespannt, und da es steil bergab ging, kann man sich einen kleinen Begriff von der Fahrt machen. Mehr als einmal dachte ich, wir würden allesamt Hals und Beine brechen. Mit der Zeit gewöhnt man sich jedoch an alles. Wenn der Wagen nur nicht so schrecklich geschüttelt und gestoßen hätte! Es war wirklich beängstigend. Ich machte dem Kutscher eine Bemerkung darüber; doch er lachte mich aus und sagte, „er fahre jetzt schon beinahe vierzig Jahre, und er verstehe sein Geschäft“. Daraufhin wagte ich nichts mehr zu sagen.



Die Fahrstraße war bisher ziemlich gut und breit gewesen. Nach etwa einer Stunde aber kamen wir an eine Stelle, die so gefährlich war, daß mir unwillkürlich eine Gänsehaut über den Rücken lief. Zu unserer Linken gähnte ein furchtbarer Abgrund, und die Straße wurde so schmal, daß gerade noch Raum für den Wagen blieb, aber auch nicht einen Fuß breit mehr. Die Pferde, durch eine Berührung mit der langen Peitsche unruhig gemacht, galoppierten stärker denn je. Da plötzlich ein Krachen unter mir, noch eins, — ein furchtbarer Ruck — ich flog durch die Luft, dachte noch einen Augenblick an meine ferne Mutter und verlor dann das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, lag ich am Boden. Schon bald erlangte ich mein volles Bewußtsein wieder und erfuhr nun, daß die Achse gebrochen und der Wagen umgestürzt war, glücklicherweise gerade an einer Stelle, an der zwei riesige Baumstümpfe eine Art Geländer gegen den Abgrund hin bildeten. Wären diese nicht da gewesen, so wären Postwagen, Pferde und Insassen unfehlbar in die Tiefe gestürzt. So aber kamen wir mit dem Schrecken und einigen Quetschungen davon. Nur zwei Pferde waren tot geblieben. Zu Fuß begab ich mich zur nächsten Poststation, wo ich ein Pferd fand. Der Rest der Reise verlief ohne weiteren Zwischenfall. Ich kam noch gerade zur rechten Zeit, um den Segen meines sterbenden Großvaters zu empfangen.

So weit die Erzählung des Reisenden. Ob das ernste Ereignis einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hat, weiß ich nicht. Jedenfalls redet es zu unseren Herzen. Es erinnert uns einerseits

daran, daß wir auf Schritt und Tritt von Gefahren, ja, vom Tode umringt sind, und andererseits ist es ein deutlicher Beweis von der Gnade Gottes, welcher allein der Reisende seine Bewahrung zu verdanken hatte. Das Unglück mußte gerade an der Stelle geschehen, wo die göttliche Vorsehung einen schützenden Wall geschaffen hatte.

Ach, wenn doch die Gnade Gottes, die jeder Mensch in seinem Leben erfährt, ihn zur Buße leiten wollte! Das ist Gottes Absicht. Die Heilige Schrift sagt es deutlich. Doch so viele Menschen wollen nicht hören. Sie verschließen ihr Herz und wandern ihren Weg der Gottesfeindschaft, der Selbstgefälligkeit oder der Gleichgültigkeit, bis am Ende die Gnadenzeit vorüber ist und sie ewig verloren gehen.

Feurige Kohlen.

In einem heiteren Sommertage ging eine Krankenschwester in Diakonissentracht durch eine abgelegene Straße in einem ärmlichen Stadtviertel der Stadt B. Sie war auf dem Wege zu einigen Kranken, deren Pflege sie übernommen hatte.

Es waren gerade Schulferien, und eine Anzahl Jungen trieb sich unter lärmendem Spiel auf der Straße umher. Nur widerwillig machten sie der Schwester Platz, und kaum war sie vorüber, da rief einer aus der rauhen Gesellschaft: „Was für 'ne eklige Schwester!“ Zugleich nahm er einen Stein und warf ihn mit aller Wucht der Davonschreitenden nach. In dem gleichen Augenblick wandte diese sich

um, und der Stein traf sie an den Kopf, sodaß das Blut herabließ. Jetzt erschrak der kleine Bösewicht und machte sich eilends aus dem Staube.

Einige Zeit danach wurde ein kleiner Junge ins Krankenhaus eingeliefert. Er war beim Spielen auf der Straße von einem Wagen überfahren worden. Man brachte ihn in den Saal, welcher der Hut der Schwester anvertraut war, von der wir eben hörten. Die Schwester erkannte in dem kleinen Verunglückten sofort den Jungen, dem sie die schmerzende Wunde an der Stirn zu verdanken hatte. Aber sie sagte nichts, sondern pflegte den Kleinen mit aller Liebe und Sorgfalt.

Schon nach wenigen Tagen machten sich die Folgen der sorgsamten Pflege bemerkbar. Der Knabe erholte sich zusehends.

Als die Schwester eines Abends an sein Bett trat, um vor der Nacht nochmals nach ihm zu sehen, fand sie ihn bitterlich weinend. Überrascht fragte sie, was ihm fehle. Da rief er laut schluchzend: „Schwester, ich bin der Junge, der Sie damals mit dem Stein geworfen hat. Da ist noch die Narbe über Ihrem Auge, und ich muß immer dahin sehen.“

„Daß du es warst, der das getan hat, wußte ich schon lange“, versetzte die Schwester freundlich. „Meinst du, ich hätte dich nicht sogleich erkannt?“

Die Tränen des Knaben flossen reichlicher bei diesen Worten. Sie ließen ihn das Häßliche seiner Handlungsweise noch tiefer fühlen. Wie böse hatte er an einer Person gehandelt, deren Herz voller Güte war! Wie war es nur möglich, daß jemand das Böse also mit Gutem vergelten konnte? Tief

beschämt erfaßte er die Hand seiner treuen Pflegerin und bat in abgerissenen Worten um Vergebung.

Von diesem Augenblick an waren die Schwester und der Knabe Freunde. Als er kurz darauf völlig geheilt das Krankenhaus verließ, da wußte er nicht nur, daß die Schwester ihm vergeben hatte, er hatte weit mehr gelernt. Er wußte, daß der Herr Jesus am Kreuze für ihn gestorben war, und daß Gott um des Opfers Seines Sohnes willen ihm alle seine Sünden vergeben hatte.

Das war die Wirkung der feurigen Kohlen, die die Schwester auf das Haupt des einst so ungezogenen, wilden Jungen gesammelt hatte. Sie hatten gebrannt, bis das Gewissen erreicht war.

Vom „unbekannten Gott“.

Der erste Missionar in Birma, jenem gewaltigen Reiche in Hinterindien, namens Aboniram Judson, legte eines Tages mit seinem Schiff in der Nähe eines Dorfes an und trat ans Land. Da sah er in der Nähe eine Frau stehen. Er ging auf sie zu, reichte ihr die Hand und begrüßte sie in freundlicher, höflicher Weise. In dem gleichen Augenblick wurde er aus irgend einem Grunde aufs Schiff zurückgerufen. Er hatte nur gerade noch Zeit, der Frau zum Abschied einen Segensgruß zuzurufen. Kein weiteres Wort wurde zwischen den Beiden gewechselt. Doch was war der Erfolg?

Diese Frau war noch von keinem Manne mit solcher Höflichkeit behandelt worden. Obwohl aus

hohem Stande, wurde sie doch wie eine Sklavin gehalten.

„Ich habe einen der Söhne Gottes gesehen“, erzählte sie nachher. Niemand konnte sie seitdem mehr dazu überreden, die Götzen anzubeten. Seit ihrer Kindheit hatte sie ihnen gedient, aber jetzt sagte sie: „Sie haben nie meinen Mann daran gehindert, mich zu schlagen. Dieser Mann aber hat freundlich mit mir gesprochen und mir seine Hand gegeben. Sein Gott muß der allein wahre Gott sein.“

Noch an dem Abend jenes Tages begann sie zu dem ihr unbekanntem Gott, dem Gott des weißen Ausländers, in einer Weise zu beten, die rührend und zugleich erstaunlich war, wenn man die Unwissenheit der armen indischen Frauen in Betracht zieht.

„Herr Gott“, sagte sie, „im Himmel, auf der Erde, in den Bergen, im Meer, im Norden, im Süden, im Osten, im Westen, erbarme dich meiner! Ich bitte dich, zeige mir deine Herrlichkeit, daß ich dich erkennen möge, wer du bist!“ So betete sie fünf Jahre lang.

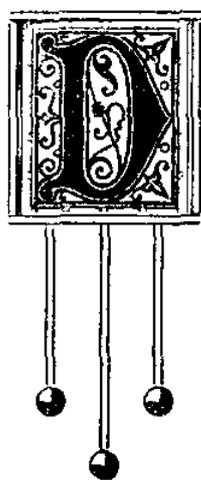
Dann kam wieder ein Missionar in die Gegend. Er verkündigte das Evangelium. Die Frau hörte es, nahm es mit Freuden auf und wurde eine glückliche Christin. Viele ihrer Landsleute sind durch sie zum Heiland geführt worden.

Wie wunderbar ist Gottes Wirken! Es ist heute noch so wie zur Zeit des Königs Aša. Gottes Augen durchlaufen die ganze Erde, um sich mächtig zu erweisen an denen, deren Sehnen auf Ihn gerichtet ist. (Vergl. 2. Chron. 16, 9.)





Weisse Lilien.



Die Bäume und Hecken in dem schönen Park des Landsitzes Rosenhaag prangten in den bunten Herbstfarben. Feststimmung schien über dem ganzen prächtigen Besitz zu liegen, und wer an diesem Tage die kleine Eva gesehen hätte, wie sie unter dem großen Rosenstrauch saß, übersät mit den fallenden Blättern der letzten Rosen, der hätte sicher das Gefühl gehabt: Hier muß das Glück wohnen. Aber der Schein trügt. Rosenhaag war zur Zeit alles andere als ein Ort, an dem Freude und Glück herrschten. Er war es eigentlich noch nie gewesen, denn in dem Hause des reichen Besitzers, Herrn van Gerden, war die Krankenstube noch nie leer geworden. Die Frau des Hauses war nicht kräftig, die kleine siebenjährige Eva von jeher ein zartes Kind, und drei Brüderchen von ihr schliefen bereits auf dem stillen Friedhof den letzten, langen Schlaf.

Und jetzt lag das letzte Brüderchen, der kleine Heinrich, im Sterben. Eben hatte das Kinderfräulein es Eva gesagt, und das Kind in dem schönen Garten dachte nicht an die bunten Blumen,

die sie sonst so gern hatte, auch nicht an die Vögel, deren lustigem Treiben sie mit so viel Freude zuzuschauen pflegte, ihr Auge hing an den Fenstern des Schlafzimmers, deren Gardinen dicht zusammengezogen waren, und hinter denen der kleine Kranke mit dem Tode rang.

Eva war ein nachdenkliches Kind. Man hatte ihr gesagt, sie solle noch ein wenig im Garten spielen, aber sie spielte nicht, sondern dachte an das sterbende Brüderchen und überlegte bei sich, daß das Sterben doch eine ernste Sache sei.

Wie sie so still darsaß, trat plötzlich Marie, die große Schwester, in den Garten. Ihr Gesicht verkündete nichts Gutes. Sie kam, um Eva nach oben zu holen. Sie sollte den kleinen Bruder noch ein letztes Mal lebend sehen. Unter Tränen folgte Eva. Schluchzend stand sie an dem kleinen Bett. Was dann weiter geschah, dessen konnte sie sich später nicht mehr recht entsinnen. Als sie abends zu Bett ging, war Heinrich nicht mehr am Leben.

Weinend barg die Kleine ihr Gesicht in den Kissen. Schwester Marie, die ihr beim Auskleiden geholfen hatte, blieb noch eine Weile neben ihr sitzen. Sie hatte in ihrer Trauer die Bibel aufgeschlagen und las 1. Kor. 15, das Kapitel von der Auferstehung, laut vor. Die Worte gingen ihr tief zu Herzen, so daß sie über dem Lesen das Schwesterchen ganz vergaß. Als sie endlich, getröstet und gestärkt, aufsaß, sah sie, daß Eva in Schlaf gefallen war.

Die Kleine hatte aber nicht die ganze Zeit geschlafen. Erst ganz zuletzt waren ihr die vom Weinen schweren Lider zugefallen. Im Anfang

hatte sie andächtig zugehört, und die Worte, die wohl mancher als viel zu tiefsinnig für solch ein kleines Menschenkind erklärt haben würde, hatten Eingang in ihr Herz gefunden. Als sie am nächsten Morgen erwachte, mußte sie noch immer an das Gelesene denken, und es klang ihr in den Ohren: „Gesät in Verwesung, auferweckt in Unverweslichkeit, gesät in Schwachheit, auferweckt in Kraft, gesät in Unehre, auferweckt in Herrlichkeit“. Es waren große Begriffe, zu groß vielleicht für einen Kinderverstand, aber die gewaltigen Gegensätze übten trotzdem einen tiefen Eindruck aus auf das Gemüt der Kleinen. Noch fester prägten die Worte sich ihr ein, als drei Tage später die sterblichen Überreste des geliebten Brüderchens der Erde übergeben wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde nämlich das gleiche Kapitel vorgelesen und über den Trost der Auferstehung gesprochen. Eva bewahrte alle diese Dinge in ihrem Herzen.

Kurz darauf gab es bedeutende Veränderungen. Herr van Gerden hatte sich entschlossen, um der Gesundheit seiner Gattin und der zwei noch lebenden Kinder willen den Winter im Süden zu verbringen. Schon bald hieß es Abschied nehmen. Noch einmal schaute Eva in jeden Raum und jeden Winkel des großen Hauses, noch einmal wanderte sie durch den schönen Park mit seinen herrlichen Rasenplätzen und Blumenbeeten. Vor allem aber versäumte sie nicht, sich von dem alten Gretchen, der Gärtnersfrau, zu verabschieden. Manche Stunde hatte Eva bei der lieben Alten geweilt, die das nachdenkliche Kind tief in ihr Herz geschlossen hatte, und die es vielleicht besser verstand, als ihre An-

gehörigen. Gretchen wußte, daß es ein Abschied für lange Zeit, vielleicht fürs Leben sein würde, und das wurde ihr schwer. „Wenn ich dir doch was zum Andenken mitgeben könnte!“ sagte sie ein paarmal; aber sie wußte nichts, und Eva wußte auch nichts. Sie kamen in die Küche. Da sah Eva ein paar runde Knollen auf dem Tisch liegen.

„Was ist denn das?“ fragte sie neugierig.

„Ach, das sind Blumenzwiebeln“, versetzte Gretchen, „die ich heut' Morgen aus der Erde geholt habe.“

„Wie sonderbar sehen die aus!“ rief Eva.

„Ja, das ist wahr. Aber nächstes Jahr werden sie schön.“ Im gleichen Augenblick durchfuhr die alte Frau ein Gedanke. Sie nahm fünf Zwiebeln, wickelte sie in ein Stück Papier und gab sie der Kleinen.

„Hier hast du ein Andenken an mich“, sagte sie. „Wenn du wieder einen Garten hast, mußt du die Zwiebeln in die Erde pflanzen. Du wirst dann sehen, was daraus wird. Bewahr' sie nur gut!“

„Danke!“ versetzte Eva ernst. „Das will ich tun.“

Zu Hause tat sie das Geschenk in den Koffer, der ihre Spielsachen barg. So reisten die Blumenzwiebeln des alten Gretchen mit in die Fremde.

Der Zug brachte die Familie zuerst ins südliche Frankreich, später nach Italien, und erst im kommenden Frühjahr wurde an die Heimreise gedacht. Mutters Gesundheit hatte sich gehoben, auch die beiden Mädchen sahen viel besser aus. Trotzdem kehrte Herr van Gerden nicht nach Rosenhaag zurück. Er kaufte ein Haus, das in einer gesun-

deren Gegend des Landes lag, und brachte seine Lieben dahin.

Eva war froh, daß zu dem neuen Hause ein großer, schöner Garten gehörte. Auf ihre Bitte erlaubte ihr der Vater, ein kleines Stück ganz nach ihren Wünschen zu bearbeiten, und ihr erster Gedanke war, hier Gretchens Blumenzwiebeln einzupflanzen. Sie ging an den Koffer, in welchem sie die lange Reise gemacht hatten, holte sie hervor und legte sie auf den Tisch. Aber wie sahen die Zwiebeln aus, runzelig und zusammengeschrumpft! Eva mußte den Kopf schütteln. „Da wird wohl nichts drauß werden!“ sagte sie zu sich selbst. „Die werden sicher nie aufgehen.“ Aber trotz ihrer Bedenken war sie entschlossen, die Zwiebeln zu pflanzen. Denn das hatte sie Gretchen versprochen. Und ein Versprechen muß man halten.

„Was hast du da?“ fragte die Mutter, welche kam, um ihrem Töchterchen Gutenacht zu sagen.

„Ein paar Blumenzwiebeln, Mutter. Die hat das alte Gretchen mir geschenkt, damals, als wir von Rosenhaag abreisten“, erwiderte Eva.

„Hast du die all die Zeit verwahrt, Kind?“

„Gewiß, Mutter. Ich hatte es ihr doch versprochen. Aber ich bin jetzt bange, daß nichts ordentliches daraus wird. Sieh nur, sie sind ganz zusammengeschrumpft.“

„Das sind sie“, bestätigte die Mutter. „Aber wenn du es versprochen hast, mußt du sie natürlich pflanzen. Wer weiß, vielleicht entwickeln sie sich doch noch!“

Am folgenden Morgen grub Eva die fünf Zwiebeln in die Erde ein. Sie tat es mit ge-

ringen Erwartungen. Aber ihr Pflichtgefühl trieb sie, die Knollen so sorgfältig einzugraben, als ob sie die schönsten Blumen erhoffte. Als sie bei der Arbeit die unscheinbaren, häßlichen Dinger noch einmal betrachtete, kamen ihr plötzlich die Worte in den Sinn: „Gesät in Verwesung, auferweckt in Unverweslichkeit“. Mit Macht kehrten sie in ihr Gedächtnis zurück. Es war nur natürlich, daß sie dabei auch wieder an ihr verstorbenes Brüderchen denken mußte.

Sie war bis dahin noch nicht mit sich ins Reine darüber gekommen, wie es jetzt eigentlich um den kleinen Heinrich stehen möge. Mutter und Schwester hatten ihr gesagt, er sei bei dem Herrn Jesus, in einem Lande, wo es kein Leid und keine Tränen mehr gibt. Sie glaubte das auch. Aber wie es zugehen sollte, daß sein toter Leib, verwest wie er war, aus dem Grabe auferstehe, derselbe Leib und doch in Herrlichkeit, das ging über ihre Begriffe. Dieser Gedanke brachte sie in Verwirrung, umsomehr als sie mit niemand darüber zu sprechen wagte. Ein Kind äußert seine geheimsten Gedanken nicht gern einem Älteren gegenüber. Es fürchtet, mißverstanden zu werden, und schweigt so lieber.

Als Eva mit dem Pflanzen der Blumenzwiebeln beschäftigt war, dachte sie, wie gesagt, an Tod und Auferstehung. Sie konnte sich keine Rechenschaft über ihre Gefühle geben, aber es war ihr, als ob sie jetzt eine Antwort auf ihre unbestimmten Fragen erhalten würde. Schon nach vierzehn Tagen fing sie an nachzusehen, ob die Zwiebeln aufgegangen waren. Aber eine Woche nach der anderen

verging, und sie konnte nichts entdecken, so oft sie auch am Tage in den Garten laufen mochte. Oft genug kam sie in Versuchung, die Erde aufzugraben. Aber sie tat es nicht. Der Gedanke, daß das Geheimnis irgendwie mit dem größeren, nämlich dem des Todes und der Auferstehung ihres Brüderchens, in Verbindung stehen möchte, hielt sie davon ab. Aber ihre Ungeduld wurde mit jedem Tage größer.

Und wer beschreibt nun die Freude des Kindes, als eines schönen Morgens vier grüne Spitzchen aus der schwarzen Erde hervorschauten!

„O Marie, sieh mal, vier meiner Lilien sind aufgegangen!“ rief sie ihrer Schwester zu, die kam, um sie zum Frühstück zu holen.

„Wirklich?“ fragte Marie. „Sind sie doch noch aufgegangen? Nun, das ist ja schön. Hab' ich nicht immer gesagt, du müßtest noch ein wenig Geduld haben? Und deine anderen Pflanzen stehen auch gut.“

„Ja, aber ich denke fast nur an die Lilien“, erwiderte Eva.

Die Tage vergingen. Das Leben auf der schönen Besitzung nahm seinen gewöhnlichen Gang. Der Vater freute sich, daß er Rosenhaag den Rücken gelehrt hatte, denn seine Frau fühlte sich entschieden wohler in dem neuen Heim. Sie war gesunder, als sie seit Jahren gewesen war. Aber auf ihrem Antlitz lag noch stets ein Zug tiefen Schmerzes, und auch Marie dachte häufig mit Wehmut an ihre vier Brüderchen. Eva ging still ihren Weg, mit ihren Schularbeiten und ihren Puppen beschäftigt. Aber ohne daß einer der Erwachsenen es bemerkte,

hielt sie die Augen weit offen, um Gottes wunderbare Wege verstehen zu lernen.

Der Juli kam. Die Blumen in Evas Gärtchen prangten in den schönsten Farben. Aber der Blick der kleinen Gärtnerin wanderte immer wieder zu den Lilien, die jetzt schon lange Stengel hatten und verschiedene Knospen trugen.

Dann gab es eine Woche schier unaufhörlichen Regens, sodaß Eva fast nicht in den Garten kam. Am 26. war Heinrichs Geburtstag, und die Kleine hatte so sehnlich gehofft, an diesem Tage möchten die Lilien blühen. Aber jetzt würde sicher der Regen die Knospen verderben, gerade so wie er die Rosen ihrer Blätter beraubt hatte.

Als Eva am 26. die Augen öffnete, gewährte sie mit Freuden, daß der Regen aufgehört hatte. Die schweren, grauen Wolken waren verschwunden, und heller Sonnenschein flutete ins Zimmer. Da war es ein Vergnügen, aufzustehen. Schnell hatte Eva sich angekleidet, und schon war sie draußen im Garten. Ihr erster Blick galt den Lilien. Ein Jubelschrei entfuhr ihren Lippen. An jedem der langen Stengel hingen mehrere große, blendend weiße Blumen. Sie glänzten wie Samt und Seide in dem strahlenden Morgenlicht. Einen Augenblick betrachtete die Kleine die schönen Blumen mit stillem Entzücken. Dann eilte sie ins Haus, um Marie zu holen.

Sie fand die große Schwester in ernstem Sinnen. Marie wußte, daß ihr Brüderchen im Himmel war, und sie wußte auch, daß jedermann, ob alt oder jung, nur zu beneiden ist, der das dunkle Tränental mit den Wohnungen des Lichts droben ver-

tauschen darf. Trotzdem konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, wie schön es wäre, wenn ihre Brüder, die alle nur so kurze Zeit gelebt hatten, noch auf Erden weilten. Der Eintritt Evas gab ihren Gedanken eine andere Richtung. „O Marie!“ rief die Kleine. „Sie sind alle aufgegangen. Willst du nicht mal mitgehen?“

Marie nickte zustimmend. Freundlich folgte sie der kleinen Schwester in den Garten und bewunderte die schönen, weißen Blumen. Aber sie verstand doch nicht recht, was Eva meinte, als sie plötzlich rief: „Und jetzt weiß ich auch alles von Heinrich!“

„Alles von Heinrich?“ fragte Marie. „Was willst du damit sagen?“

„Ach, weißt du nicht mehr, wie du an jenem Abend das lange Kapitel vorgelesen hast? Ich hab' so viel darüber nachdenken müssen und konnte und konnte es nicht verstehen; aber jetzt, nachdem ich die Lilien hab' wachsen sehen, ist es mir klar geworden. Wie häßlich und zusammengeschrumpft waren die Zwiebeln, als ich sie in die Erde legte, und jetzt sind so schöne, weiße Blumen daraus geworden! Wie schön wird da erst Heinrich sein, wenn er einmal aus dem Grabe aufersteht!“

Gerührt blickte Marie auf die kleine Sprecherin. Ihr Kummer war verschwunden. Hatte Eva nicht recht? Wohl war der Leib des kleinen Brüdchens in den dunklen Schoß der Erde gelegt, wohl war „in Verwesung gesät“ worden. Aber das kostbare Samenkorn würde aufgehen und herrliche Frucht bringen. Das in Verwesung, in Unehre und Schwachheit Gesäte würde in Unverweslichkeit,

Herrlichkeit und Kraft wieder auferweckt werden. Beim Tone der letzten Posaune würde auch das kleine Grab sich öffnen, und ihr geliebtes Brüderchen würde auferstehen in einem verherrlichten, der Macht des Todes für immer entrückten Leibe, um in alle Ewigkeit das Bild des Himmlischen zu tragen.

„Eva“, fragte sie nach einer Pause, „weißt du Mutter von den Lilien?“

„Nein, nicht viel“, versetzte die Kleine, „ich habe nie mehr davon gesprochen, weil sie von Rosenhaag sind.“

Im Laufe des Tages nahm Marie ihre Mutter mit in Evas Gärtchen, zeigte ihr die Lilien und erzählte ihr deren ganze Geschichte, und wie sie Eva geholfen hätten in ihren Fragen und Zweifeln. „Das liebe Kind!“ war alles, was die Mutter sagen konnte. Aber das Gehörte fand einen Widerhall in ihrem Herzen. Und als sie hernach in ihrem Zimmer allein war, nahm sie die Bibel zur Hand und las: „Jetzt sind wir Kinder Gottes, und es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden; wir wissen, daß, wenn es offenbar werden wird, wir Ihm gleich sein werden, denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist“. (1. Joh. 3, 2.) Von diesem Tage an wurde ihr Antlitz heller und ihr Blick froher. Der Gedanke an Evas weiße Lilien und alles, was damit zusammenhing, legte sich wie Balsam auf die Wunde des Mutterherzens. —

Meine einfache Erzählung ist zu Ende, aber ich möchte ihr noch einen Gedanken hinzufügen. Alle Toten werden auferstehen, aber längst nicht alle, um das Bild des Himmlischen, das Bild Jesu Christi, des verherrlichten Menschensohnes, zu tragen.

Das wird nur bei denen der Fall sein, die hienieden Vergebung ihrer Sünden gefunden haben und im Herrn entschlafen sind. Alle übrigen werden auferstehen, um gerichtet und verdammt zu werden. Über sie spricht die Schrift die folgenden, überaus ernstesten Worte: „Und das Meer gab die Toten, die in ihm waren, und der Tod und der Hades gaben die Toten, die in ihnen waren, und sie wurden gerichtet, ein jeder nach seinen Werken. . . Und wenn jemand nicht geschrieben gefunden wurde in dem Buche des Lebens, so wurde er in den Feuersee geworfen.“ (Offbg. 20, 13. 15.) Auf-erweckt, um in den Feuersee geworfen zu werden, den Ort ewiger Qual, wo „ihr Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt“! (Mark. 9, 44. 46. 48.) Furchtbarer Gedanke! Aber das ist das Teil aller derer, welche, sei es aus Bosheit, aus Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, oder auch weil sie auf ihr eigenes, gutes Leben vertrauten, das Opfer des Sohnes Gottes zurückgewiesen und sich damit den einzigen Weg zum Vaterherzen Gottes versperrt haben. Denn „wer den Sohn hat, hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht“. (Vergl. Joh. 14, 6; 1. Joh. 5, 12.)

Es werde Licht!

Das erste Wort aus dem Munde Gottes bei der Gestaltung der Erde in ihrer gegenwärtigen Form lautete: „Es werde Licht!“ (1. Mose 1, 3.) Und das erste Tun Gottes bei dem unbefehrten

Menschen ist, daß Er göttliches Licht in sein Herz scheinen läßt. „Der Gott, der aus Finsternis Licht leuchten hieß, ist es, der in unsere Herzen geleuchtet hat.“ (2. Kor. 4, 6.)

„Die Erde war wüst und leer“, als Gott Sein „Es werde Licht!“ sprach. Das Licht machte durch seine Gegenwart den damaligen Zustand der Erde offenbar. Gerade so ist es, wenn Gott in das Herz eines Sünders hineinleuchtet. Das Licht der Wahrheit macht offenbar, was im Menschen ist. Wenn dieses Licht ins Herz scheint, dann ist seine erste Wirkung die, daß der Mensch ein Gefühl über seinen wirklichen Zustand bekommt. Er erkennt, daß er ein gefallenes Geschöpf ist, ohne Leben und unter der Gewalt der Finsternis.

Es ist ein großer Unterschied, ob das Licht nur unsere Umgebung erleuchtet, oder ob es in unsere eigenen Herzen scheint. Rund um uns her erstrahlt heute das Licht des Evangeliums. Das dürfen wir in unserem Lande trotz zunehmendem Verfall und Verderben dankbaren Herzens feststellen. Als unser Herr auf Erden weilte, war Er „das Licht der Welt“. Ihn zu sehen und Seine Worte zu hören, war ein wunderbares Vorrecht. Trotzdem aber konnte das Herz in der Gegenwart dieses Lichtes dunkel und kalt bleiben. Wenn heute jemand in der Gnade und Kraft des Herrn seinen Weg geht, ist er auch ein kleines Licht, „darstellend das Wort des Lebens“. Solche Lichter gibt es durch Gottes Güte wohl auf der ganzen Erde, aber wie viele Menschen gehen achtlos an ihnen vorüber! Wie steht's mit dir, mein Leser? Auch dir hat die Gnaden Sonne des Evangeliums gewiß schon oft

geleuchtet. Selbst dieses Heft, das du in der Hand hältst, ist ein Strahl, den das Evangelium auf dich wirft. Aber hast du Gottes Wort schon in dein Herz hineinleuchten lassen? Das ist die wichtige Frage.

Von dieser Erleuchtung deines Herzens durch das göttliche Licht hängt nämlich alles für dich ab. Um „die Herrlichkeit Gottes“ zu sehen, die die Himmel erzählen und die Ausdehnung verkündet (vergl. Ps. 19, 1), genügen die Augen deines Leibes. Jeder sieht sie und muß sie staunend bewundern, selbst der gefühlloseste Ungläubige. Aber es gibt eine größere Herrlichkeit Gottes, die zu kennen ewiges Heil für den Menschen bedeutet. Und diese Herrlichkeit kann allein mit den Augen des von Gott erleuchteten Herzens wahrgenommen werden. Es ist die „Herrlichkeit Gottes im Angesicht Christi“.

Jesus Christus, das ist der Name, in welchem Gott jetzt verherrlicht werden will. Gott hat Ihn, den demütigen Jesus von Nazareth, den Mann der Schmerzen, den Er einst um des armen, schuldigen, sündenbeladenen Menschen willen zerschlug, Ihn, der am Fluchholze unsere Sünden trug, der Seine Seele als Schuldopfer für die Sünde gestellt hat und in Seinem Tode den besiegte, der die Macht des Todes hat, das ist den Teufel — Gott hat diesen Jesus, nachdem Er Ihn aus den Toten erweckt hat, hoch erhoben und Ihm einen Namen gegeben, der über jeden Namen ist. Die Verherrlichung dieses Namens, das ist seit den Tagen von Golgatha der Wille und der Zweck Gottes. Um Jesum zu verherrlichen, dazu läßt Er Sein Licht in das Herz des Menschen scheinen. Er will

die Augen dieses Herzens öffnen, damit es sich selbst erkenne in seiner Sünde und seinem Verderben, und damit der Mensch erkenne, daß „in keinem Anderen das Heil ist, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“. (Apostelg. 4, 12.)

Hörst du es, du weiser und kluger Mensch, der du so stolz bist auf dein Wissen und Können? Ohne Jesum Christum bist du rettungslos verloren! Was ist das Ende eines jeden Menschenlebens? Der Tod. Warum? Weil der Tod der Sünde Sold ist. Durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen, und der Tod ist zu allen Menschen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben. (Vergl. Röm. 5, 12.) Dem Tode ist jeder Mensch verfallen, auch der Beste und Begabteste. Ein Mensch mag eine noch so hohe Sprache führen, einmal kommt der Tod, und dann liegt er, der sich so vieler Dinge rühmte, still und stumm im Sarge, der Verwesung preisgegeben. Und nach dem Tode kommt das Gericht!

Auch Jesus, der menschengewordene Sohn Gottes, war einst tot, nur mit dem Unterschiede, daß Er nicht gezwungen, sondern freiwillig starb. Ihm, der das Leben war, konnte niemand das Leben nehmen. Aber Er gab es aus Gnaden zur Sühnung für fremde Schuld. Er starb, um den Menschen aus der Macht des Todes zu befreien und ihn mit Gott zu versöhnen. Gott hat Sein Sühnungswerk angenommen. Er hat Seinen Geliebten aus den Toten auferweckt. Christus lebt jetzt für immerdar, und mit Ihm lebt wer an Ihn glaubt, wer Ihn,

den Gestorbenen und Auferstandenen, als Heiland angenommen hat. Alle übrigen sind dem zweiten Tode, dem Feuersee, verfallen.

Um Vergebung seiner Sünden und ewiges Leben zu erlangen, muß der Mensch glauben, was Gottes Wort sagt, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen. Um aber glauben zu können, muß Gottes Licht in sein Herz scheinen. Denn dieses Herz ist so finster, kalt und leblos, daß es ohne die erwärmenden Strahlen des göttlichen Lichts und der göttlichen Liebe nicht zum Leben kommt. Zu diesem Zweck ist die dritte Person der Gottheit, der Heilige Geist, auf die Erde herabgesandt worden. Unermüdllich ist Gottes Geist tätig, tote, kalte, in Satans Macht gefangene Herzen für Jesum zu gewinnen als „Frucht der Mühsal Seiner Seele“. Der Natur läßt Gott allerdings ihren Lauf. Auch der Gläubige stirbt. Er teilt insofern das Los der seufzenden Schöpfung. Aber der Tod bedeutet für ihn nicht das Hinübergehen ins Gericht. Für ihn gibt es keinen „zweiten Tod“. (Offbg. 21, 8.) Wenn auch sein Leib in die Erde gelegt wird, die Seele geht zu Jesu, ins Paradies. Und nicht mehr lange, so werden auch die im Schoße der Erde oder in der Tiefe des Meeres ruhenden Leiber der entschlafenen Gläubigen auferweckt, verwandelt und mit den lebenden Gläubigen dem Herrn entgegengeführt werden in die Luft. „Und also werden wir allezeit bei dem Herrn sein.“ (1. Thess. 4, 17.)

Das ewige Teil des Ungläubigen aber ist, wie bereits gesagt, „der See, der mit Feuer und Schwefel brennt“.

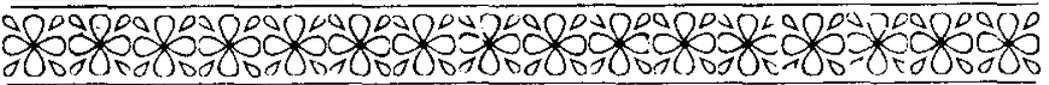


Ein Aufruhr mit friedlichem Ausgang.

In Straßentumulte sind wir in unserer Zeit gewöhnt. Meist entspringen sie bösen Absichten, und böse sind auch die Folgen.

Heute möchte ich kurz von einem Aufruhr berichten, der vor Jahrhunderten in Dänemarks Hauptstadt Kopenhagen stattfand, der aber einem guten Zweck diente, und dessen Ausgang friedlich und schön war.

Der Mann, dessentwegen der Aufruhr entbrannte, war der dänische Reformator Hans Tausen. Jahrelang hatte Tausen unter dem Schutz des ihm wohlgesinnten Königs Friedrich I. in verhältnismäßiger Ruhe für seinen Herrn arbeiten können. Mit dem Tode seines Beschützers aber trat eine Änderung ein. Der mächtige Klerus, dem ein Teil des Adels zur Seite trat, wußte zunächst zu verhindern, daß der älteste, dem Protestantismus ebenfalls sehr gewogene Sohn des verstorbenen Königs den väterlichen Thron bestieg; er gewann dann solchen Einfluß auf die Regierung des Landes, daß die Predigt des Evangeliums in jeder Weise unterdrückt wurde. Gegen Tausen richtete sich vor allem die Erbitterung. Man nahm ihn fest und brachte ihn vor ein Gericht, das lediglich aus Anklägern und feindlichen Richtern bestand. Unter den Anklägern tat sich besonders der Bischof von Seeland, namens Rönnow, durch seine Gehässigkeit hervor.



Dieser Mann war einst von dem König auf den bischöflichen Thron erhoben worden, nachdem er das Gelübde abgelegt hatte, daß er „die Prediger des unverfälschten Evangeliums“ beschützen wolle. Er hatte sein Gelübde aber nicht gehalten, sondern sich im Gegenteil als der eifrigste Widersacher der „neuen Lehre“ erwiesen. Auf Grund der Anklagen Könnows wurde Tausen anfänglich zum Tode verurteilt; da man aber das Volk fürchtete, das seinen Lehrer liebte und verehrte, beschloß man, es bei der Verbannung bewenden zu lassen und ihm das Predigen und Schreiben zu verbieten.

Wie berechtigt die Befürchtungen des Richterkollegiums waren, zeigte sich gar bald. Das Volk hatte kaum erfahren, daß man über seinen Liebling zu Gericht saß, als auch schon die Unruhen begannen. Kaufleute verließen ihre Läden, Handwerker ihre Werkstätten. Alles griff zu den Waffen, und bald eilten ganze Scharen zum Rathause, wo die Verhandlungen stattfanden. Mehrere besonders beherzte Männer drangen ins Haus ein und forderten die unverzügliche Herausgabe ihres geliebten Pastors. Inzwischen nahm das Getümmel in den Straßen ständig zu. Auf das Bitten der Richter gingen einige der Ratsherren hinaus und suchten die Volksmenge, die auf Hunderte angewachsen war, mit der Versicherung zu beruhigen, ein Vergleich sei zustande gekommen. Aber damit gab die Menge sich nicht zufrieden. Es machte auch keinen Eindruck auf sie, als die Ratsherren ihren Ton änderten und mit Strafen drohten wegen Aufruhrs und Ungehorsam. Im Gegenteil gossen sie mit diesen Drohungen nur Öl ins Feuer. Schwert, Axt und Morgensterne

wurden geschwungen, und wilde Rufe ertönten: „Gebt uns unseren Pastor zurück, oder wir holen ihn uns!“

Die Ratsherren wagten keinen Einwand mehr. Sie eilten ins Haus zurück, um den Gerichtshof von dem Erfolg ihrer Bemühungen in Kenntniss zu setzen. Zitternd nahmen die stolzen Bischöfe den bösen Bericht entgegen. Man bedeutete Tausen, der inmitten aller Aufregung allein seine Ruhe bewahrt hatte, er sei frei und könne gehen, wohin er wolle. Mit lauten Freudenrufen begrüßt, trat der unerschrockene Zeuge der Wahrheit auf die große Freitreppe vor dem Rathause. Gott, dem er sich übergeben, und der sein Herz in Frieden bewahrt hatte, hatte Seinen Diener aus der Gewalt seiner vielen Feinde wunderbar errettet.

Die Bischöfe suchten auf verschiedenen Wegen ihre Wohnungen zu erreichen. Aber manchem von ihnen wäre es sicher schlecht ergangen, wenn Tausen sich nicht selbst für sie ins Mittel gelegt hätte. Vor allem richtete sich die Wut des Volkes gegen Bischof Rönnow, der sich schon lange bei den Kopenhagenern verhaßt gemacht hatte. Als er das Gerichtszimmer verließ, drangen einige Männer auf ihn ein und drohten ihm mit dem Tode. Aber Tausen warf sich dazwischen, und seinem festen und zugleich gütlichen Zureden gelang es, die aufgeregte Schar zu beruhigen. Doch ließ er es sich nicht nehmen, den Mann, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte, selbst nach Hause zu geleiten. Er verließ ihn erst, als er ihn in Sicherheit wußte. Diese wahrhaft christliche Handlungsweise machte offensichtlich tiefen Eindruck auf den Bischof. Er drückte Tausen die Hand und dankte ihm.

Hiermit muß ich abbrechen. Es wäre noch manches über Tausen zu berichten, und auch über Bischof Rönnow. Aber ich wollte ja nur von einem Aufruhr mit friedlichem Ausgang erzählen.

„Ich verrichte meine Gebete.“

Kürzlich trafen wir auf der Straße einen alten Mann, dessen langes weißes Haar und unsicherer Gang verrieten, daß er wohl nicht mehr lang leben würde. Wir sprachen ihn an und hatten bald in Erfahrung gebracht, daß er bereits fünf- undachtzig Jahre alt war.

„Haben Sie denn nun eine fünf- undachtzig-jährige Sündenlast auf dem Rücken, oder . . . ?“ fragte ich den Alten freundlich.

„Nein, das habe ich nicht“, versetzte er entschieden.

„Was ist denn aus Ihren Sünden geworden?“

„Das weiß ich nicht“, erwiderte er gleichgültig.

„Wissen Sie denn auch nicht, daß alle Ihre Sünden noch auf Ihnen sind, wenn nicht das Blut Jesu Christi sie für immer abgewaschen hat?“

Er zuckte die Achseln. „Nun, ich verrichte doch regelmäßig meine Gebete!“

„Das mag sein, aber es nützt Ihnen nichts. Gott sagt in Seinem Wort nichts davon, daß Er Ihnen vergeben und Ihre Sünden tilgen will, wenn Sie Ihre Gebete verrichten. Nur wer an Jesum glaubt, empfängt Vergebung der Sünden durch Seinen Namen.“

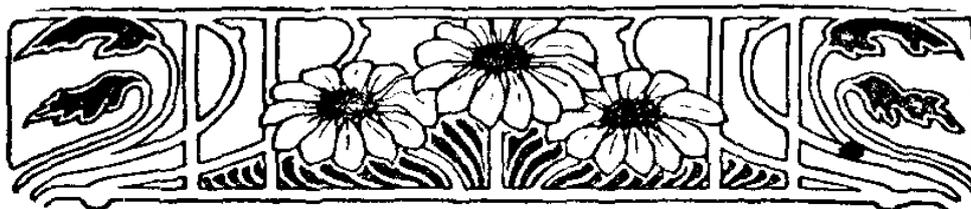
„Aber Sie können es mir glauben, meine Herren, ich verrichte wirklich regelmäßig meine Gebete.“

Noch einmal gaben wir uns Mühe, dem Alten begreiflich zu machen, daß Gott nicht um unserer Gebete willen unsere Sünden tilge, sondern einzig und allein durch das Blut Jesu Christi, Seines geliebten Sohnes. Aber alles war vergeblich. Er blieb bei seinem: „Ich verrichte regelmäßig meine Gebete“.

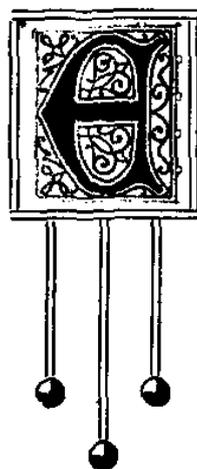
Betrübt schieden wir von dem Alten. Es tat uns im Herzen weh, den Mann, der sichtlich am Rande des Grabes stand, so völlig in dem trügerischen Wahn zu sehen, er könne durch seine Gebete errettet werden.

Aber steht jener bedauernswerte Alte mit seiner Ansicht allein? Gibt es nicht Unzählige in der sogenannten Christenheit, die ihm aufs Haar gleichen? Unzählige, die, obwohl sie sich Christen nennen, nicht auf Christum ihre Hoffnung setzen, sondern auf ihre Gebete, ihre guten Werke, ihr religiöses Leben, mit einem Wort, die von sich selbst alles erwarten? Aber was sagt die Schrift? „Das Blut ist es, welches Sühnung tut“ (3. Mose 17, 11), und: „Ohne Blutvergießung ist keine Vergebung“. (Hebr. 9, 22.) Aber nicht das Blut von Stieren und Böcken konnte und kann dem Menschen helfen zur Sündenvergebung; ein Opfer, ungleich größer und kostbarer, mußte gebracht werden, um den heiligen Gott zu befriedigen. Und es ist gebracht worden. Der Sohn Gottes selbst hat sich als das fleckenlose Opferlamm hingegeben, und dieses Opfer hat Gott angenommen.





„Vergibt Er auch alles?“



Einem Evangelisten, der kürzlich in einer größeren Stadt die „frohe Botschaft“ verkündigte, trat nach Schluß der Versammlung eine junge Dame entgegen und dankte ihm für den Dienst, den er ihr erwiesen habe. Sie war von dem Gehörten ergriffen worden, und man konnte wahrnehmen, daß der Geist Gottes an ihr wirkte. Der Evangelist wies das Fräulein nochmals auf das am Kreuz vollbrachte vollkommene und ewig gültige Werk Jesu Christi hin, kraft dessen Gott jedem, der Buße tut und glaubt, Vergebung der Sünden und ein ewiges Heil zusichert. Das Fräulein schwieg eine Weile; dann fragte sie plötzlich: „Vergibt Er auch alles?“

„Ja, alles“, erwiderte der Gefragte. „Nur müssen Sie Ihm auch alles bringen, verstehen Sie, alles, Ihre ganze Schuld, Ihre ganze Sündenlast! Nichts wird zurückbleiben. Gott hat gesagt, daß Er unserer Sünden und unserer Gesetzklofigkeiten nie mehr gedenken will. (Hebr. 10, 17.) So ruft schon ein alttestamentlicher Gläubiger aus: „Alle

meine Sünden hast Du hinter Deinen Rücken geworfen". (Jes. 38, 17.) Gott vergibt alles."

Eine Weile noch blieb die junge Heilsuchende nachsinnend stehen, sagte dann kurz: „Ich danke Ihnen“, und ging.

Erst einige Zeit nach dieser Unterredung konnte das Fräulein glauben, daß Gott wirklich alles vergibt. Heute aber ist sie überaus glücklich in diesem Bewußtsein.

Mein lieber Leser! Du denkst vielleicht: Das ist eine kurze Geschichte und eine einfache Sache. Ja, sie ist einfach, wenn sie auf dem Wege erledigt wird, den die junge Dame gegangen ist. Aber wie wenige gehen diesen Weg! Deshalb möchte ich an jeden der lieben Leser, ob jung oder alt, die ernste Frage richten: Bist auch du schon mit allen deinen Sünden zu Gott gekommen, und hast du sie Ihm bekannt? Wenn nicht, so rate ich dir, dem Beispiel der jungen Dame eiligst zu folgen, damit auch du das Glück kennen lernst, von dem der Psalmist spricht, wenn er ausruft: „Glückselig der, dessen Übertretung vergeben, dessen Sünde zugedeckt ist!“ (Psalm 32, 1.)

Doch beschäftigen wir uns noch etwas näher mit der Frage der jungen Dame!

Der darin ausgedrückte Zweifel stellt eine sehr geschickte und sehr häufig angewandte List dar, deren Satan, der große Betrüger und Betörer der Menschheit, sich bedient, um Seelen davon abzuhalten, sich zu bekehren. Es ist teuflische Art, einem Menschen, der sein bisheriges Leben an sich vorübergehen läßt, und der sich anschickt, es allen Ernstes zu verurteilen, zu sagen: „Die und die

Sünde kann Gott nicht vergeben; die ist zu groß, zu schwer!" Und wie oft ist es schon vorgekommen, daß solch ein Unglücklicher, der Gottes Wort nicht genügend kannte, sich durch derartige betrügerische Einflüsterungen betören ließ, sodaß er in traurigstem Zustand Monate, ja Jahre zubrachte, bis er endlich die Wahrheit erfuhr, oder bis er, wie es leider auch schon häufig vorgekommen ist, wieder in das ehemalige Sündenleben zurückfiel.

Was ist nun die Wahrheit hinsichtlich der Sündenvergebung?

Erstens: Gott vergibt jedem, der mit einem heilsverlangenden Herzen, das Reue und Schmerz über das bisherige sündige Leben empfindet, zu Ihm kommt. Er vergibt jedem, der aufrichtig und rückhaltlos seine Sünden Ihm bekennt. „Jeder, der irgend den Namen des Herrn anrufen wird, wird errettet werden“, heißt es Röm. 10, 13, und der Apostel Johannes schreibt: „Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, daß Er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit“. (1. Joh. 1, 9.)

Zweitens: Gott vergibt, ohne dabei irgend eine Einschränkung zu machen, oder irgend welche besonderen Fälle auszuschließen. Er sagt: „Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden“. (Jes. 1, 18.) In Lukas 23, 40—43 sehen wir, wie in dem einen der beiden Übeltäter ein großer Verbrecher begnadigt wird, und zwar so, daß er noch an dem gleichen Tage mit dem Herrn der Herrlichkeit ins Paradies eingehen darf.

Der Sünder, der unter das Kreuz eilt, um dort Vergebung zu erlangen, sei überzeugt, daß das Lösegeld, das in Christo bezahlt worden ist, zur Tilgung aller Sünden durchaus und vollauf genügt. Menschliche Vernunft vermag weder das Werk Christi zu ergründen noch festzustellen, was Gott nun veranlaßt, auf Grund dieses Werkes an dem Einzelnen Gnade zu üben. Doch das ist auch nicht Sache des Menschen. Gott allein kennt den Wert und die Bedeutung dieses Werkes. Konnte Er einst in Ägypten schon, unter Hinweis auf das Blut des Passahlammes, sagen: „Sehe ich das Blut, so werde ich vorübergehen“ (2. Mos. 12, 3—13), wieviel mehr jetzt, wo es sich um das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, handelt, zu dem der heilsverlangende Sünder seine Zuflucht nimmt! Dieses Blut macht rein von aller Sünde.

Wer also hier den betrüglichen Einflüsterungen des Feindes Raum gibt, zögert oder zweifelt, der zweifelt auch an dem Werte des Versöhnungswerkes Christi, an der Kraft Seines Blutes, ja an der Person Christi, des Erretters, selbst. Er ist — furchtbar, aber wahr —, ein Verächter des Wortes Gottes, das sich klar und unzweideutig über diese Dinge ausdrückt.

Liebe suchende Seele! Gottes Verheißungen sind Ja und Amen, d. h. unumstößlich. Gott ist kein Mensch, und es ist unmöglich, daß Er lügen sollte. (Hebr. 6, 18.) So wie Er den Israeliten in Ägypten sagen ließ, daß Er, wenn Er das Blut des Lammes an Pfosten und Oberschwelle der Häuser sehe, vorübergehen werde, so läßt Er dir sagen: „Ich will deiner Sünden und deiner Gesetzlosig-

keiten nie mehr gedenken". Und an anderer Stelle: „Ich habe deine Übertretungen getilgt wie einen Nebel, und wie eine Wolke deine Sünden". (Jes. 44, 22.)

Also alles ist von Gott selbst vollkommen geordnet, und der Erlöste kann freudig singen:

Auf dem Lamm ruht meine Seele,
Betet voll Bewund'ring an.
Alle, alle meine Sünden
Hat Sein Blut hinweggetan.

„Weil wir die Brüder lieben.“

In der Ortschaft S. auf dem Westerwald, wo ich das Evangelium verkündigte, lag ein achtzehnjähriger Jüngling sterbenskrank danieder. Wie man mir sagte, konnte sein Ende nicht mehr fern sein. Der junge Mann hatte sich schon ein Jahr zuvor offen zum Herrn bekannt. Trotzdem hieß es, er sei sehr unglücklich und zweifle an seiner Errettung. Eltern und Geschwister waren nicht bekehrt. Ich hatte mir bereits vorgenommen, den Kranken zu besuchen, hätte aber den Besuch vielleicht noch etwas hinausgeschoben, wenn nicht eine junge gläubige Bekannte gekommen wäre und mir mitgeteilt hätte, der Sterbende verlange sehr danach, besucht zu werden. Darauf machten wir uns ohne Zögern auf den Weg.

Den Eindruck, den der Anblick des todkranken Jünglings auf mich machte, werde ich so leicht nicht los werden. Als ich an sein Bett trat, ihm

die Hand reichte und mich nach seinem Befinden erkundigte, warf er mir einen Blick zu, so voll verzweifelter Angst, daß es mir tief ins Herz drang. „Ich muß sterben“, kam es stoßweise über seine Lippen. „Meine Tage — sind gezählt, — und ich elender — sündiger Mensch — gehe — in die ewige Verdammnis.“

„Das glaube ich nicht, Karl“, erwiderte ich. „Jeder, der sich vor Gott verurteilt und als Sünder um Gnade ruft, den rechtfertigt Gott.“

„Ja“, rief er, „wenn ich nur die richtige Reue über meine Sünden fühlte, wie andere das tun!“

„Nun“, fragte ich, „wo steht denn geschrieben, wie tief die Reue gehen muß?“

Als er darauf nichts zu antworten mußte, schlug ich meine Bibel auf und sagte:

„Ich will dir etwas aus dem Worte Gottes vorlesen. Hör' einmal, was der Apostel Paulus in seinem 1. Briefe an Timotheus schreibt: „Denn Gott ist einer, und einer Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gab zum Lösegeld für alle.“ (Kap. 2, 5. 6.)

Ich erklärte ihm die Stelle und betonte dabei besonders die Worte: „Der sich selbst gab zum Lösegeld für alle“.

Er wurde darauf ein wenig ruhiger. Nachdem ich noch mit ihm gebetet hatte, lenkte der Herr meine Gedanken auf 1. Joh. 3, 14: „Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben übergegangen sind, weil wir die Brüder lieben“. Ich fragte den Kranken, ob er die Frommen in S. und auch

mich selbst lieb habe. Da strahlte sein Auge. „Ja“, erwiderte er, „die Kinder Gottes habe ich lieb, Sie auch.“

„Siehst du, Karl“, fuhr ich fort, „da hast du schon einen Beweis, ein göttliches Erkennungszeichen, daß du belehrt bist und also in den Himmel gehörst. Du bist ein Bruder und hast die Brüder lieb. So lausche doch auf Gottes Wort und blicke von dir selbst ab! In sich selber ist und bleibt jeder Gläubige ein armes, elendes Geschöpf, in welchem nichts Gutes wohnt. Aber in Christo steht er vor Gott in der ganzen Annehmlichkeit der Person Christi.“

In dieser Weise sprach ich noch etwas weiter mit dem Kranken. Er war jedoch zu schwach, um noch viel zu ertragen. So befahlen wir ihn Gott und gingen.

Des Nachts gegen zwölf Uhr kam ein Bote und bat, wir möchten doch sogleich nochmals zu dem Kranken kommen. Da wir bereits zu Bett gegangen waren und mein Hauswirt mich nicht gern in der Nacht bemühen wollte, ging er allein mit. Da fand er denn einen glückstrahlenden Menschen, der in einemfort rief: „Ferdinand, ich kann danken. Sage dem Br. G.: ich kann danken!“ Dann hob er die gefalteten Hände gen Himmel und pries laut den Herrn für das, was Er an ihm getan hatte. Schließlich rief er seine Eltern und Geschwister, eins nach dem anderen, an sein Bett. Zuerst winkte er der Mutter und nahm in ergreifenden Worten Abschied von ihr. „Mutter“, sagte er, „du hast schon viel durchgemacht und manchen sauren Schritt getan; aber das Wichtigste hast du noch nicht erlebt: Du mußt belehrt werden. O Mutter, geh doch

auch in die Versammlungen! Dort wird dir der Weg gezeigt werden, auf daß wir uns im Himmel wiedersehen!“

In ähnlicher Weise, mit vielen lieben, überredenden Worten, sprach er auch zu seinem Vater und den Geschwistern. Nachdem er sie alle auf das Eine, was nottut, hingewiesen hatte, legte er den Kopf zur Seite. Dann noch ein paar Augenblicke, und sein glücklicher Geist war bei Jesu in der Herrlichkeit.

Welch ein Triumph der Gnade! „Um keinen Preis“, sagte am nächsten Morgen mein Hauswirt, als er den Vorgang erzählte, „möchte ich die Stunden versäumt haben, die ich an jenem glücklichen Sterbebett zubringen durfte.“

Aus dem Leben von Cäsar Malan.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte und wirkte in Genf der fromme Prediger Cäsar Malan, dem die Gläubigen neben vielen geistlichen Liedern auch die Melodie des bekannten und viel gesungenen Trostliedes „Harre, meine Seele!“ verdanken.

Einst machte Malan mit seinem Sohn eine Fußreise durch den Berner Jura. Ermüdet von langer Wanderung kehrten die beiden Reisenden eines Tages in einem einfachen Gasthause ein, um dort zu übernachten. Als die Wirtin ging, um das Schlafzimmer fertig zu machen, sagte Malan freundlich zu ihr:

„Liebe Frau, rufen Sie doch vor dem Schlafengehen Ihre Hausgenossen, damit wir miteinander Gottes Wort lesen und beten.“

„Das wäre noch schöner!“ rief die Frau. „Wir haben hier anderes zu tun als zu beten und in der Bibel zu lesen.“

„Dann lebt wohl!“ erwiderte Malan. „Unter einem Dache, wo nicht gebetet wird, kann ich nicht bleiben. Denn auf solchem Hause ruht Gottes Segen nicht.“

Darauf wandte er sich an seinen Knaben und fragte: „Kannst du wohl noch eine Stunde gehen?“

Als dieser bejahte, machten sich die Beiden, obwohl es schon spät war, wieder auf den Weg und wanderten bis zum nächsten Dorfe. In dem Gasthof, in dem sie hier einkehrten, wehte ein anderer Geist. Mit Freude und Dank nahmen die Wirtleute das Anerbieten Malans an, sie aus Gottes Wort zu belehren und zu erquickten.

Es stellte sich bald heraus, daß die Wirtleute den Herrn Jesus von Herzen lieb hatten. Die Wirtin erzählte Malan, im Dorfe lebten noch andere Kinder Gottes, die sich sicher freuen würden, ebenfalls seinen Besuch zu empfangen. Der treue Mann, der stets auf Gottes Wink achtete und dahin ging, wohin der Geist des Herrn ihn sandte, zögerte nicht, jene zerstreuten Gläubigen aufzusuchen und ihnen zu dienen.

In einem Hause sagte man ihm von einem alten, frommen Manne, der hoch oben im Gebirge sterbenskrank liege und täglich seinen Heimgang erwarte. Man bat ihn, wenn möglich auch diesen bejahrten Pilger zu besuchen.

„Sogleich wollen wir hingehen,“ versetzte Malan, „wenn uns jemand den Weg zeigen kann.“

Es war ein beschwerlicher Gang, aber das machte dem eifrigen Manne nichts aus. Auf dem Berge fand Malan einen sterbenden Greis, auf dessen Antlitz die Sehnsucht geschrieben stand, daheim zu sein bei dem Herrn. Sie redeten miteinander von Gottes Liebe und von der Ruhe, die dem Gläubigen droben bereitet ist. Unter anderem forschte Malan auch, auf welche Weise der Kranke den Herrn gefunden habe.

„Gott hat mich auf wunderbaren Wegen zu sich gezogen“, lautete die Antwort. „Aber nichts ist mir so zum Segen geworden wie die Lieder Cäsar Malans. Dem Manne habe ich viel zu danken.“ Der Sprecher machte eine Pause. Das Reden fiel ihm schwer. „Gott hat alle meine Gebete erhört“, fuhr er nach einer Pause fort, „nur das eine nicht, das ich schon seit Jahren so oft vor Ihn gebracht habe: Er möge mich doch einmal im Leben Malans Angesicht sehen lassen. Nun liege ich auf meinem letzten Lager und werde nie mehr nach Genf kommen.“

Tief bewegt hatte Malan zugehört. Dann sagte er leise: „Ich komme von Genf und kenne Cäsar Malan“.

„Sie kennen Ihn?“ rief der Sterbende, und es schien, als ob diese Kunde ihm neue Lebenskraft gebe. „O sagen Sie mir, wie sieht er aus? Wie spricht er? Wie ist seine Weise?“

Fast unhörbar erwiderte Malan: „Wenn er hier wäre, würde er niederknien wie ich und mit Euch beten“.

Damit sank er auf die Kniee und flehte aus Herzensgrund für den Sterbenden zum Herrn, daß Er ihn bald heimholen, ihm Ausbarren geben und ihm Seinen Frieden bewahren möge bis zum letzten Augenblick.

Dann stand er auf, reichte dem Kranken, dessen Antlitz ein friedliches Lächeln verklärte, die Hand zum Abschied und sagte: „Lieber Freund, Gott hat auch dieses Eurer Gebete erhört und Cäsar Malan zu Euch gesandt, denn ich bin Malan. Gott hat mich auf meiner Reise so geleitet, daß ich zu Euch kommen mußte.“

„Jeder, Vater, jeder.“

Ein etwa zehnjähriges Mädchen kehrte aus der Sonntagschule nach Hause zurück. Ihr Gang war langsam und zögernd. Es war kein Wunder. Die einzige schöne Stunde, die das arme Kind einmal in der Woche hatte, lag wieder hinter ihr. Sie fand mit dem Augenblick ihren Abschluß, wo sie den anderen Kindern und ihrer geliebten Lehrerin Lebewohl sagte. Zu Hause wartete ihrer nichts wieummer und Tränen, und wenn ihr Vater daheim war, vielleicht noch Schläge, wüßtes Schimpfen und Fluchen.

Es war nicht nur Armut, was das Heim des armen Kindes zu einem so elenden und trostlosen machte. Ihr Vater war ein Gewohnheitstrinker, und an ihrer kranken Mutter hatte sie auch keine

Stütze, denn das arme Weib war unter der Last ihres mühevollen Lebens, angesichts ihrer hungern- den und verwahrlosten Kinder und ihres meist be- trunkenen Mannes, leiblich und seelisch völlig zu- sammengebrochen.

Emilie fand ihren Vater zu Hause und zwar ausnahmsweise nüchtern. Er saß am Feuer und rauchte seine Pfeife. „Vater!“ rief das Kind, indem es dem Raucher leise auf die Schulter klopfte.

„Was willst du?“ klang es rauh zurück.

„Soll ich dir ein Liedchen vorsingen? Wir sangen heute Nachmittag eins in der Sonntagschule. Es war so schön.“

„Meinetwegen“, lautete die Antwort. Die Züge des Mannes glätteten sich ein wenig, denn Emilie war sein ältestes Kind und war einst sein Liebling gewesen.

Er wußte, daß sie ein wackeres Mädchen und ihrer kranken Mutter eine große Hilfe war, und heruntergekommen, wie er war, liebte er doch sein Weib und seine Kinder. Oft, wenn er nicht ge- trunken hatte, fluchte er dem Teufel, aus dessen grausamer Sklaverei er sich nicht zu befreien ver- mochte. Auch jetzt, als sein Kind vor ihm stand und sang, kamen diese anklagenden Gedanken mit Macht über ihn. Emilie sang die erste Strophe aus dem bekannten Sonntagschullied:

„Welch ein Wort hab' ich vernommen!
Jesus Christus spricht:
„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Wehret ihnen nicht!“
Segnet sie alsdann,
Blickt sie liebeich an;
Will so gerne ihnen geben
Ew'ges Heil und ew'ges Leben!“

Als Emilie fertig war, fragte sie leise: „Vater, möchtest du nicht, daß der Herr Jesus auch dich einlåde, zu Ihm zu kommen?“

„Wie?“ versetzte der Gefragte, erstaunt zu seinem Töchterchen aufblickend, „wie sollte Er dazu kommen, mich einzuladen? Nein, Emilie, keine Sorge, einen so bösen Menschen wie mich wird Jesus Christus sicher nicht einladen, zu Ihm zu kommen! Er ruft vielleicht ein Mädchen, wie du bist, aber nicht einen Mann wie mich. Nein, ich bin zu schlecht für Ihn.“

„Aber, Vater“, widersprach das Kind, „der Herr Jesus ist doch gekommen und gestorben, um gottlose Sünder zu erretten. Sieh mal hier, Vater“, damit holte sie ein kleines, eben erhaltenes Fleißkärtchen aus der Tasche, „was da steht. Lies das mal!“

Der Vater beugte sich über die Karte, und zusammen lasen die Beiden die altbekannten und doch immer wieder neuen und kostbaren Worte:

„Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

„Sieh, Vater“, setzte Emilie voller Eifer hinzu, indem sie auf das Gelesene zeigte, „hier steht's: Jeder, der an Ihn glaubt. Jeder, Vater. Siehst du's?“

„Ja, ich sehe es“, versetzte der Vater.

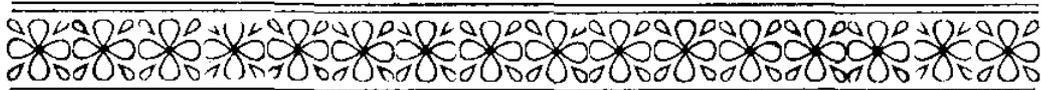
„Und was will das „jeder“ sagen, Vater?“

„Nun, was soll's sagen wollen? Jedermann, natürlich.“

„Dann also ruft der Herr Jesus doch nicht nur kleine Kinder wie mich, Vater!“



„Hier steht's: Jeder, der an Ihn glaubt.
Jeder, Vater. Siehst du's?“



Der Vater schaute nachdenklich vor sich hin. „Da hast du recht“, sagte er dann langsam. „Ja, da hast du recht, und ich bin im Unrecht. In der Tat, so steht's da. Nie zuvor habe ich diese Worte gesehen. Komm, wir wollen sie nochmals miteinander lesen!“

Wieder beugten sie sich über die Karte. Dann gab's ein längeres Stillschweigen. Emilie wußte nicht recht, was sie weiter sagen sollte. Wohl war sie sich klar über die Wünsche ihres Herzens für ihren armen Vater. Sie sehnte sich danach, daß er auch zu Jesu kommen und von Ihm gesegnet werden möchte, aber sie wußte ihre Gedanken nicht in die rechten Worte zu kleiden. Sie hatte auch genug gesagt. Schon oft hatte der arme, dem Trunk ergebene Mann gesucht, den Stachel aufsteigender Gewissensbisse in den berausenden Getränken zu ertöten. Diesmal aber war sein Herz getroffen worden durch den Anblick der Liebe Gottes; sein Gewissen war wirklich aufgewacht zu einem Gefühl über sein Elend und sein böses, verlorenes Leben. Viele Tage ging er gedrückt und unglücklich einher. Er trank nicht mehr. Seine kleine Tochter war selbst ganz verwundert über diese merkwürdige Änderung. Da sie dem Vater selber nicht helfen konnte, teilte sie schließlich ihrer Sonntagsschullehrerin mit, wie es mit ihm aussehe. Diese machte sich auf, besuchte den Mann und fand ihn in tiefer Seelennot. Wie der Kerkermeister zu Philippi rief er: „Was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?“ Einer solchen Seele zu dienen war nicht schwer. Es dauerte nicht mehr lang, da war der verlorene Sohn zurückgekehrt. Wie ein

kleines Kind kam Emiliens Vater zu dem Heiland der Verlorenen und fand bei Ihm nicht nur Vergebung, sondern auch Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde.

Gerettet, um Rettung zu künden.

Es war im Jahr 1863. Da stand in einer kleinen, in einer der Vorstädte einer großen Stadt Chinas gelegenen Kapelle ein Missionar und erzählte den Leuten, die aus- und eingingen, wer der Herr Jesus ist. Er fand nicht viel Aufmerksamkeit. Wohl kamen viele, um zu sehen, was der Fremde wollte. Aber wenn sie ihre Neugierde befriedigt hatten, war es meist mit ihrem Interesse vorbei. Eines Tages trat ein Mann von etwa vierzig Jahren ein. Er hatte die Tür offen stehen sehen und war wie die übrigen aus Neugierde näher getreten. Aber seine Neugierde verwandelte sich bald in ernste Wißbegierde. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er dem geredeten Wort, doch ungläubig schüttelte er wieder und wieder den Kopf.

Als die Versammlung zu Ende war und alle sich entfernten, blieb Ling-Tsching-Ting, so hieß der Mann, zurück. „Nehmt es mir nicht übel, fremder Lehrer“, sagte er zu dem Missionar; „habt Ihr wirklich soeben gesagt, Jesus könne mich erlösen von allen meinen Sünden? Ich weiß nichts von diesem Jesus, aber ich kann es nicht glauben.“

„Und doch habe ich nicht zu viel gesagt“, versetzte der Missionar. „Wenn du den Herrn Jesus kännstest, würdest du es auch glauben.“

„Nein, fremder Lehrer“, erwiderte Ling. „Kanntet Ihr mich, so würdet Ihr anders sprechen. Ich habe viele Jahre in der Sünde gelebt. Zwanzig Jahre lang habe ich Opium geraucht. Wer das getan hat, dem ist nicht mehr zu helfen. Wollt Ihr jetzt immer noch sagen, daß Jesus mich erlösen könne?“

Es war für den Missionar eine tiefe Freude, unter den vielen Gleichgültigen diesen Mann zu finden, dem es ernst war mit seinem Wunsch nach Errettung. Es war eine Freude für ihn, ihm das kostbare Evangelium zu bringen, das auch für den Tiefstgesunkenen da ist.

„Sicher,“ gab er auf die Frage des Chinesen zurück; „wüßte ich alles von dir, ja, könnte ich dich durch und durch, dennoch würde ich dir sagen und sage es dir hiermit nochmals ganz persönlich: Jesus kann dich erlösen von allen Sünden.“

Das war dem armen Manne zu wunderbar. Solches war nicht zu glauben. Erlösung sollte es geben für einen Mann wie ihn? Und wieder schüttelte Ling den Kopf. Aber der Gedanke an diese herrliche Erlösung ließ ihn nicht mehr los. Tag für Tag konnte man ihn fortan bei dem Missionar antreffen. Er versäumte keine Predigt des Wortes. Und die Stunde kam, wo er mit glückstrahlendem Gesicht ausrief: „Jetzt weiß ich es, jetzt weiß ich es! Der Herr Jesus kann mich erlösen von allen meinen Sünden, und Er hat es getan.“

Die Zeit bewies, daß Ling die Wahrheit gesprochen hatte. Die Kraft des Herrn in ihm war stark genug, um ihn alle bösen Neigungen überwinden zu lassen. „Ich habe kein Verlangen nach

Opium mehr“, sagte er einmal, „und keine Lust mehr an den bösen Dingen, die ich früher getan habe. Aber ich habe großes Verlangen, in meine Vaterstadt zurückzukehren und den Menschen dort zu sagen, daß Jesus sie erlösen kann von ihren Sünden.“

Ling setzte seinen Plan bald in die Tat um. Seine Freunde verfehlten nicht, ihn auf die voraussichtlich ernststen Folgen dieses Schrittes aufmerksam zu machen, aber er antwortete nur: „Ich kenne jetzt das Evangelium, aber meine Landsleute kennen es nicht, und sie haben es doch so nötig.“

So zog er denn hin, ohne viel Wissen und Kenntniß, aber mit einer Bibel in der Hand und einem lebendigen Heiland im Herzen. Er wurde seiner Vaterstadt ein treuer Heilsbote. Schwierigkeiten und Verfolgungen kamen bald. Man bewarf ihn mit Steinen und Schmutz, und schließlich brachte man ihn sogar vor den Richter. Falsche Zeugen und falsche Anklagen waren schnell gefunden, und der Richter verurteilte den Angeklagten zu zweitausend Stockhieben.

Mehr tot als lebendig hob man den armen Ling nach Vollziehung der grausamen Strafe auf und brachte ihn zur nächsten Missionsstation. Hier wurde er liebevoll gepflegt. Auf die Kunde von dem Geschehenen eilte der Missionar, der das Werkzeug zu seiner Befehrung gewesen war, an sein Lager. Ling empfing ihn lächelnd. „Lehrer“, sagte er, „der arme Leib leidet arge Schmerzen, aber das Herz hat Frieden. Der Herr Jesus ist bei mir. Vielleicht will Er mich jetzt zu sich nehmen, und ich bin froh, daß ich gehen darf. Aber“, fügte er nach

einer Pause hinzu, „sollte ich noch einmal gesund werden, dann gehe ich wieder zu ihnen.“

Ling ist wieder gesund geworden. Kaum genesen, kehrte er in seine Stadt zurück, um den Leuten, die ihn an den Rand des Todes gebracht hatten, aufs neue den Heiland zu verkündigen. Und dieses Werk hat er vierzehn Jahre lang unter großen Mühen und Verfolgungen, unter Einsetzung des eigenen Lebens, fortgesetzt.

Am 19. Mai 1877 ist der treue Mann heimgegangen. Hunderte haben durch ihn den Heiland gefunden, und unter ihnen sind solche gewesen, die, durch Lings Eifer angefeuert, auch ihrerseits hingegangen sind und ihren Landsleuten das Evangelium von der Gnade in Christo verkündigt haben.

Laß fahren deine Sorgen!

Laß fahren deine Sorgen!
 Sie ändern nicht dein Los.
 Das Heut' ist dein, das Morgen
 Hat Gott in Seinem Schoß.

Und wie sich's wird gestalten,
 Ergründen kannst du's nicht.
 Doch traue Seinem Walten,
 Sein Weg ist immer licht.

Nie kann dein Morgen trübe,
 Dein Abend dunkel sein.
 Denn deines Gottes Liebe
 Gibt ihnen hellen Schein.

Jul. Sturm.



Vom Aberglauben zum Glauben an Jesum.

Wie Hsi-Ting-Tschiah ein Christ wurde. Von ihm selbst erzählt.*)

Meine Familie stammt aus Sang-Yün bei Nanking. Als zur Zeit des Kaisers Hien-Fong die Führer des Taiping-Aufstandes ihre Heere auf Nanking vorrücken ließen, flüchteten meine Großeltern nach Hinghwa. Später kehrte die ganze Familie in die alte Heimat zurück. Zu ihrem Unglück, denn unerwarteterweise nahmen die Rebellen Nanking zum zweitenmal ein. Dabei wurde die ganze Familie niedergemetzelt bis auf meinen Vater. Dieser floh wieder nach Hinghwa

*) Ein vielen unserer Leser bekannter Missionar in China sendet uns obenstehende Erzählung mit folgendem Begleitwort:

„In dem Kampfe des Evangeliums, an dem alle Gläubigen durch ihre Gebete teilnehmen können, hat der Herr mich auf einen einsamen Vorposten gestellt. Hier in Poh-tschü gibt es noch keine chinesischen Christen wie in Hinghwa und Tsong-pao-tswang. Die Zeit der Ernte ist hier noch nicht gekommen. Die Aussaat hat eben erst begonnen, nachdem wir im vergangenen Jahre bemüht gewesen sind, den Boden dafür zuzubereiten. Da

und blieb daselbst. Von seinen acht Kindern bin ich das jüngste.

Im Laufe der Jahre wechselten wir unsere Wohnung und bekamen als Nachbar einen Uhrmacher, namens Li-Yün-Su. Er hatte fünf Kinder. Außerdem wohnte seine Schwiegermutter bei ihm. Mit Erstaunen bemerkten wir, wie eifrig Li im Gözendienst war. Jeden Abend sahen wir ihn bis spät in die Nacht hinein Weihrauch verbrennen. Wir fragten ihn nach dem Grunde. Er antwortete, sein Verdienst reiche nicht aus, um alle die Mäuler zu füllen, die von ihm ihre Speise erwarteten. Das liege wie ein Alp auf seiner Brust, sodaß er Tag und Nacht keine Ruhe habe. Deshalb verbrenne er jeden Abend Weihrauch und flehe zum Gözen Kwan-ti, daß er ihm Frieden schenke, ihm die Last vom Herzen nehme und sein Leben erhalte.

Dieser Zustand währte bei unserem Nachbar mehrere Jahre. Plötzlich wurde es anders. Eines Tages sahen wir nämlich, wie Li alle seine beim Gözendienst gebrauchten Geräte vernichtete. Auch verbrannte er des Abends keinen Weihrauch mehr.

galt es zunächst, das Zutrauen der Leute zu gewinnen, die über uns verbreiteten bösen Gerüchte zu zerstreuen und auf alle Weise freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen.

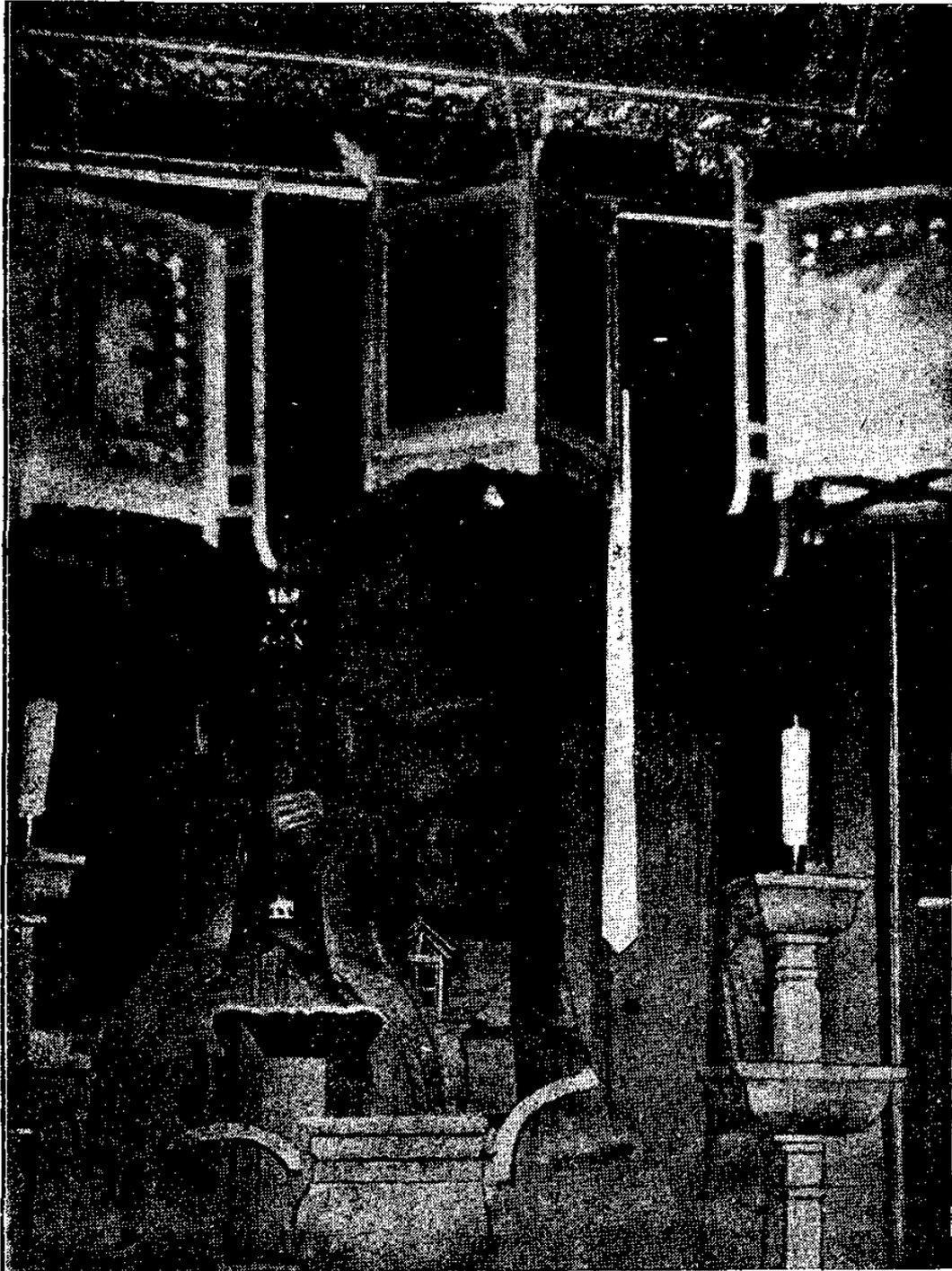
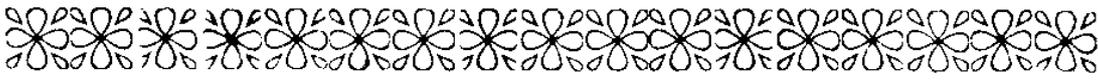
Bei dieser Arbeit hat mir der Herr in Seiner Gnade einen treuen und eifrigen Mitarbeiter in Hsi-Ling-Tschiah, dessen Geschichte ich hiermit in deutscher Übersetzung bringe, zur Seite gestellt. Die Geschichte zeigt einerseits eine besondere Machtentfaltung Satans, der hier zu Lande zuweilen von einem Menschen in einer Weise Besitz ergreift, wie er es zur Zeit des Herrn und der Apostel zu tun pflegte. Andererseits zeigt sie aber auch, welch ein mächtiges Zeugnis ein treuer Christ, wie unser alter Br. Li, unter den Heiden ablegen kann."

Als wir uns nach der Ursache dieser Veränderungen erkundigten, versetzte er, er sei bisher auf einem ganz verkehrten Wege gewesen. Auf die Frage, wie er das denn wisse, sagte er, Gott habe es ihm selbst kundgetan, daß der Gözendienst nicht nur unnütz, sondern eine Sünde gegen den Gott des Himmels sei. Dann sprach er von der Bibel, die Gottes Wort sei, und führte zwei Sprüche aus ihr an: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“, und: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. In Verbindung damit erzählte er uns von Jesu Christo und suchte uns zu überreden, auch an Jesum zu glauben. Als er fertig war, sagten wir uns, daß Ei von den Ausländern zu diesen Dummheiten verführt worden sein müsse. In der Folge bemerkten wir auch, daß er regelmäßig die christlichen Versammlungen, die in der Stadt abgehalten wurden, besuchte. Da fürchteten wir uns und brachen allen Verkehr mit ihm ab. Er versuchte zwar wiederholt, uns von Jesu zu erzählen, aber wir schenkten ihm kein Gehör. Schrecklich war, was die Leute uns von den Ausländern sagten. So behauptete man z. B., daß nach dem Tode die Leichen der an Jesum Glaubenden von den Ausländern beschlagnahmt würden, um Herz und Augen aus ihnen herauszunehmen. Ferner hörten wir, daß man sich hüten solle, die Bücher und Traktate der Ausländer zu lesen, weil diese Zauberei damit trieben und sich das Augenlicht der Lesenden dadurch aneigneten. Selbstverständlich bestärkten diese

Mitteilungen uns darin, jeden Verkehr mit Si zu meiden. Dieser ging schließlich sogar so weit, daß er sagte, man solle nicht einmal seine Ahnen anbeten. Diese Bemerkung erregte unseren Zorn aufs äußerste. Obgleich wir Herrn Si jeden Tag sahen, wechselten wir kaum noch ein Wort mit ihm.

Auf diese Weise kam ich zum erstenmal mit dem Evangelium in Berührung. Aber es erging mir nach dem Sprichwort: „Des Weines wird man nicht überdrüssig, aber Worte der Ermahnung kann man nicht ertragen“.

Einige Jahre später starb mein Vater. Gemäß einer alten Sitte unseres Landes müssen dann die Kinder den Sarg mit der Leiche sieben Wochen lang bei sich in der Wohnung behalten. Als ich in der fünften Woche eines Nachts in meinem Bett lag, fühlte ich plötzlich einen weichen Gegenstand über mein Gesicht hin- und herstreichen. Ich glaubte nicht anders, als daß mein Vater ins Leben zurückgelehrt sei, und fing an bitterlich zu weinen. Dabei fürchtete ich mich aber so sehr, daß ich nicht wagte, die Augen aufzuschlagen. Am nächsten Morgen erzählte ich die Begebenheit meinen Geschwistern, und alle waren überzeugt, daß es der Geist meines Vaters gewesen wäre, der mich besucht hätte, denn ich war allezeit meines Vaters Liebling gewesen. Dabei blieb es aber nicht. In der letzten der sieben Wochen hörten wir eines Nachts auf dem Tisch ein Geräusch, wie wenn jemand die Rechenmaschine gebraucht, um Geld zu zählen. Wir alle dachten, der Vater sei aus dem Totenreich zurückgelehrt, um Abrechnung zu halten, liefen zum Sarg und flehten den vermeintlichen Geist an, uns doch



Chinesischer Götze.



in Ruhe zu lassen. Dann hörten wir im Stall ein Huhn jämmerlich schreien, gerade als ob ein Marder es gepackt hätte. Aber keiner von uns wagte, in den Stall zu gehen, weil wir dachten, der Marder möchte der Geist unseres Vaters sein. Als wir dann des Morgens gewahrten, daß ein Huhn fehlte, wußten wir nicht, was wir dazu sagen sollten.

Mein Bruder Ting-mo war besonders traurig in diesen Tagen. Er weinte Tag und Nacht und wollte kaum etwas essen und trinken. Jeden Morgen kniete er vor dem Hausgötzen nieder und sagte zwanzigmal das sogenannte „Hohe Königsgebet“ her. Dieses Gebet besagt, daß alle Mühen und Plagen dieses Lebens doch nur wie ein leerer Traum sind, weshalb nichts besser sei, als sich ernstlich auf die zukünftige Welt vorzubereiten. Unser Nachbar Li, den unser abstoßendes Verhalten nicht verhinderte, freundlich gegen uns zu sein, nahm sich des Weinenden an und suchte ihn zu trösten, sprach aber auch ernste Worte zu ihm. „Ein derartiges Trauern um einen Abgeschiedenen ist ganz nutzlos“, sagte er unter anderem. „Der Tod deines Vaters hat dir zwar die Vergänglichkeit und Hohlheit des Erdenlebens gezeigt, aber das tägliche Hersagen des „Hohen Königsgebets“ ist ebenfalls nur wie ein leerer Traum und kann dir die zukünftige Seligkeit nicht erwerben. Ebenso ist das viele Geldverschwenden für Messelesen und beim Papiergeldverbrennen völlig nutzlos, ja, in den Augen des wahren Gottes sogar sündig. Nur wenn ihr zu euren Lebzeiten an den Herrn Jesus glaubt, von dem ich euch immer erzähle, werdet ihr nach dem Tode in die Freuden des Himmels

eingehen. Wer aber nicht an Ihn glaubt, wird in der Hölle leiden müssen, aus der es kein Entrinnen gibt.“

Diesmal stimmten wir den Worten des Nachbarn äußerlich zu; als wir aber unter uns waren, sagten wir zueinander: „Welch ein Unsinn! Danach müßte ja unser Vater auch in die Hölle gegangen sein. Er ist aber doch zweimal zu uns zurückgekommen. Der Mann schwagt, als ob es keinen anderen Weg zum Himmel gebe als nur Jesus.“

Aber ich hatte doch auf diese Weise zum zweitenmal deutlich und klar das Evangelium gehört.

Kurz darauf wurde die Schwiegermutter des Herrn Li krank und starb. Auf seine Bitte waren wir ihm bei der Besorgung der vielerlei Berichtigungen, die ein solcher Fall mit sich bringt, behilflich. Dabei erinnerten wir uns auch der mannigfachen Gerüchte, denen zufolge die Ausländer kommen sollten, um die Leiche in Beschlag zu nehmen, und gaben gut acht auf alles, was geschah. Aber wir bemerkten nichts Verdächtiges. Viele Leute fragten uns damals, ob wir nichts von Herzwegnehmen und Augenausstechen gesehen hätten. Das mußten wir verneinen, zugleich aber auch bestätigen, daß die sonst üblichen Gebräuche im Hause Li's völlig vernachlässigt würden. Weder wurde Papiergeld verbrannt, noch auch die Leiche sieben Wochen im Hause behalten. Als einige Zeit später auch Li's Frau starb, war es genau das Gleiche. Wir hörten auch nichts davon, daß die Hinterbliebenen von den Geistern der Abgeschiedenen beunruhigt worden seien, wie es bei uns geschehen war. Das verwunderte uns sehr. Herr Li sagte

uns später, nicht die Geister der Abgeschiedenen seien es, die die Angehörigen beunruhigten, sondern der Teufel benutze solche Gelegenheiten, um die Leute zu betrügen. Er habe aber keine Gewalt über die, welche an Jesum glauben. Mein Bruder Ting-mo war der erste, auf den die Worte Li's Eindruck zu machen begannen. Zwar stimmten auch wir ihm zu, aber nur äußerlich. Ting-mo jedoch wurde mit der Zeit ganz von ihm überzeugt; er verbrannte den Götzen keinen Weihrauch mehr und sagte auch das „Hohe Königsgebet“ nicht mehr her.

Nicht lange danach gab es eine neue Überraschung für uns. Ein böser Geist fuhr zeitweise in meine Schwägerin, Ting-mo's Frau. Er nannte sich „Zweite Großtante“. Wenn er Besitz von ihr ergriff, fiel sie plötzlich zu Boden, jenachdem ins Wasser oder ins Feuer. Dabei zuckte sie krampfhaft, und weißer Schaum trat ihr vor den Mund, während sie lauter Unsinn schwatzte. Diese Anfälle wiederholten sich während einer ziemlich langen Zeit häufig und versetzten unser ganzes Haus in Aufregung. Da mein Bruder jetzt dem Christentum zugeneigt war, besuchte Herr Li ihn häufig und war tief betrübt über unser Unglück. Eines Tages aber, als der böse Geist wieder in meine Schwägerin gefahren war, legte er ihr, im Vertrauen auf die Macht Jesu, die Hände auf den Kopf und sagte: „Im Namen Jesu gebiete ich dir, von ihr auszufahren!“ Lächelnd versetzte meine Schwägerin: „Was machen Sie, alter Herr, hier? Wir Kinder spielen doch nur.“ Darauf sagte Herr Li nochmals: „Im Namen Jesu gebiete ich dir, von ihr auszufahren!“ Da sank meine Schwägerin zu Boden und

blieb ein Weilchen regungslos liegen. Dann stand sie auf und war vernünftig. Der böse Geist ist seitdem nicht mehr in sie gefahren.

Wir alle, und auch unsere Nachbarn, mußten bekennen, daß hier ein wirkliches Wunder geschehen war. Trotzdem fand eine wahre Sinnesänderung bei keinem statt. Nur Ting-mo wurde jetzt entschieden gläubig an den Herrn Jesus. Er weigerte sich, den Ahnen fürderhin Papiergeld zu opfern, und führte dieselbe Sprache wie Herr Li. Auch versuchte er uns zu überreden, an Jesum zu glauben. Aber wir hörten nicht auf ihn. Ich sagte zu meinen Brüdern: „Wir wollen uns hüten, auf ihn zu hören, denn dadurch würden wir nur den Zorn unserer Mutter erregen. Mögen auch die Götzen falsch sein und der Ahnenkultus nutzlos, dennoch dürfen wir nicht die Sitten ändern, die uns unsere Vorfäter überliefert haben.“ Dem stimmten alle zu.

Später war ich eines Abends bei Herrn Li. Da sagte er zu mir: „Du gibst dir alle Mühe, deiner Mutter gehorsam zu sein, und vermeidest es ängstlich, irgendwie ihren Zorn zu erregen. Meinst du aber nicht, daß es noch weit verhängnisvoller ist, Gottes Gebote zu mißachten und Seinen Zorn zu erregen?“ Darauf konnte ich ihm nichts erwidern. Er fuhr dann fort, über das Glück derer zu reden, welche an den Herrn Jesus glauben, sowie über den Segen, der in der Beobachtung der göttlichen Gebote liegt. Auch verstand er es, mir meine abergläubische Furcht in Bezug auf die unheimlichen Erscheinungen nach meines Vaters Tode auszureden. Ich wußte ihm schließlich nichts weiter zu erwidern, als daß unser Hand-

wert sich nicht mit der Verehrung des wahren Gottes vertrage. Als Hornlaternenmacher waren wir nämlich von dem Götzendienste abhängig, bei dem diese Laternen hauptsächlich verwendet werden. Diese Schwierigkeit gab Herr Li zu, forderte mich aber auf, zu Gott um Hilfe zu flehen, der mir sicher helfen werde.

Dieser Tag bildete einen Wendepunkt in meinem Leben. Ich fing an, zu Gott zu beten. Zuerst bat ich Ihn um andere Arbeit. Allerdings war mein Gebet noch weit von einem festen Vertrauen entfernt. Trotzdem hörte Gott und gab mir Gelegenheit, die Gürtelweberei zu erlernen. Nachdem ich, leider muß ich hinzusetzen, durch eigene Schuld, meine Stelle verloren hatte, entschloß ich mich, mit einem Freunde nach Schanghai zu reisen, um dort Arbeit zu suchen. Als ich mich von Herrn Li verabschiedete, schenkte er mir eine Bibel und sagte: „Das Wichtigste für dich ist, an den Herrn Jesus zu glauben, damit du ewiges Leben empfängst. Wer nicht an Ihn glaubt, hat das Leben nicht. Deshalb ringe danach, es zu empfangen.“

In Schanghai erging es uns schlecht. Wir konnten keine Arbeit finden. Auch an einem anderen Ort, wohin wir uns wandten, weil dort ein Verwandter meines Freundes wohnte, war es nicht besser. Wir gerieten in ernste Bedrängnis. Hätte ich mich nicht geschämt, so wäre ich am liebsten heimgekehrt. In dieser Trübsalszeit wachte mein Gewissen auf, und ich geriet in große Seelennot. Die Abschiedsworte Herrn Li's fielen mir plötzlich wieder ein: „Das Wichtigste für dich ist, an den Herrn Jesus zu glauben“. Aber wie sollte ich das machen?

Am nächsten Tage besuchten mein Freund und ich — der Verwandte meines Freundes hatte uns zunächst bei sich aufgenommen — eine christliche Predigthalle. Wir stellten uns dem dortigen Pfarrer vor und befragten ihn über das Gebet. Er las uns Matth. 6, 33 vor. „Demnach“, sagte er, „müßt ihr zunächst nach dem Reiche Gottes trachten und nach Gottes Gerechtigkeit. Alles andere wird euch dann hinzugefügt werden. Ihr müßt den Herrn zuerst um die Vergebung aller eurer Sünden bitten.“ Auf diese Weise sprach er eine Zeitlang mit uns. Dann beteten wir zusammen. Auf dem Heimwege hatten wir beide, mein Freund und ich, noch eine ernste Unterredung miteinander. Mehr und mehr wurden wir von unserem verlorenen Zustand überzeugt. „Wenn wir jetzt nicht zu Gott um Gnade und Vergebung flehen“, sagten wir uns, „so können wir gewiß nicht auf Gottes Beistand in unserer leiblichen Not rechnen.“ So schütteten wir denn unsere Herzen vor Gott aus. Die Antwort traf, was unsere äußeren Verhältnisse anging, sofort ein. Nachdem wir gebetet hatten, kam uns nämlich der Gedanke, eine kleine Gürtelweberei anzufangen, da es in jener Stadt eine solche nicht gab. Wir mieteten zwei Räume. Mein Freund, Schreiner von Beruf, baute einen kleinen Webstuhl, ich webte dann Gürtel auf demselben, und mein Freund verkaufte die fertige Ware in einem eigens dazu errichteten Verkaufsstand auf der Straße. Gott gab Gelingen zu unserem Unternehmen, sodaß wir ein ziemlich gutes Geschäft machten. Dankbar mußten wir anerkennen, daß Gott uns gnädig gewesen war. Deshalb gingen wir jeden Abend in die

Predigthalle und baten Herrn Tsao, den Pfarrer, uns im Worte Gottes zu unterweisen. In jener Zeit fanden wir beide Frieden mit Gott. Am 23. Tage des 2. Monats, im 5. Jahre der chinesischen Republik, wurden wir getauft. Unser beider Herzen waren voll Friede und Freude, denn das wußten wir: Durch das vergossene Blut des Heilandes waren wir vom ewigen Verderben erlöst worden, hatten Vergebung unserer Sünden empfangen und konnten uns rühmen in der Hoffnung der ewigen Herrlichkeit. . . .

Damit endet die eigentliche Beteuerungs-geschichte unseres Freundes Hsi. Seine weiteren Aufzeichnungen enthalten noch einige interessante Punkte. Es würde aber zu weit führen, sie an dieser Stelle wiederzugeben. Es ging noch durch manche Trübsal und Schmach, vor allem seitens der Verwandten, auch durch mancherlei Versuchungen, die in den großen chinesischen Städten für junge Leute besonders groß sind. Hsi durfte aber erfahren, wie der Herr die Gottseligen in allem zu bewahren und durch alles hindurchzuführen vermag. Am Ende fand er, wie bereits mitgeteilt ist, Aufnahme und eine geeignete Beschäftigung im Hause des Einsenders dieser Erzählung. Voller Freude schließt er seinen Bericht mit den Worten:

„So hat mich der Herr reichlich gesegnet, und Er wird mir auch weiter helfen bis zum Ende meiner Laufbahn.“



Ein Wort zur Reichstagswahl.

Die Reichstagswahl ist vorüber. Tage voll Unruhe und hitziger Kämpfe gingen ihr voran. Welch eine Unmenge von schlechtem und leider auch gutem Papier ist da verschwendet, welch erhebliche Geldopfer sind von den verschiedenen Parteien gebracht worden! Und was ist das Ergebnis? Wird der neue Reichstag imstande sein, aus den Trümmern ein Neues aufzubauen? Werden die Hoffnungen von Millionen sich erfüllen? Viele Tausende, darüber besteht kein Zweifel, sind mit den besten Absichten zur Wahlurne geschritten, beseelt von dem Gedanken, mitzuhelfen an der Heilung des todkranken Staatskörpers. Sie haben gewählt, überzeugt, daß die Partei, der sie ihre Stimme gaben, am ehesten imstande sein würde, das festgefahrene Rad wieder flott zu machen. Die Zukunft wird lehren, ob die Hoffnungen begründet waren. Sicher wird gar mancher Wähler sich später ärgerlich vor die Stirn schlagen und sich fragen: „Wie konntest du nur so törricht sein und dieser Partei deine Stimme geben?“

Ja, es ist oft recht schwer, das Richtige zu wählen, besonders wenn es sich um ernste, folgenreiche Dinge handelt. Immer wieder werden Fehler gemacht, deren Nachwirkungen jahrelang, vielleicht das ganze Leben hindurch, spürbar bleiben. Wie aber ist es erst, wenn wir vor eine Wahl gestellt werden, deren Folgen ewig währen? Vor eine Wahl, bei der es sich nicht um irdische, zeitliche Dinge, sondern um Fragen von Ewigkeits-

bedeutung handelt? Um einen Wahlzettel, auf dem nicht Namen, Vertreter der einen oder anderen politischen Partei, stehen, sondern Dinge von unendlicher und allerhöchster Wichtigkeit für jedes Menschenkind, alt oder jung, vornehm oder gering? Es gibt zwei solcher Wahlzettel. Auf dem einen steht: „Leben und Segen“, auf dem anderen: „Tod und Fluch“. Nicht wahr? da ist die Entscheidung ernstester und wichtiger, als wenn irdische Angelegenheiten oder politische Dinge — die letzten sind überhaupt meine Sache nicht — in Frage stehen.

Ein großer Mann, einer der größten Propheten, wie Gottes Wort selbst bezeugt, hat einst sein Volk zu dieser Wahl aufgefordert. (5. Mose 30, 19.) Der Prophet hieß Mose, das Volk Israel.

Viele Jahre zuvor hatte dieser Mose selbst vor einer entscheidenden Wahl gestanden. Es hatte sich darum gehandelt, ob er sich für ein bequemes und üppiges Leben am Hofe des Pharao entscheiden wollte, oder für ein Leben voller Entsagung und Entbehrung inmitten eines elenden, geknechteten Volkes. Mose hatte das Zweite gewählt, nicht etwa weil ein solches Leben seiner Natur mehr zugesagt hätte, sondern weil er „die Schmach Christi für größeren Reichtum hielt als die Schätze Ägyptens; denn er schaute auf die Belohnung“. (Hebr. 11, 26.) Am Hofe des Pharao waren Pracht und Verschwendung, verbunden mit der Pflege von Kunst und Wissenschaft, zu finden. Aber es war der Hof des Fürsten dieser Welt. Leute wie Jannes und Jambres, Werkzeuge Satans, trieben dort ihr finsternes, gottfeindliches Wesen. Dort wohnte die Sünde. Gefahren aller Art lauerten auf

den Unschuldigen. Deshalb war da kein Platz für den Mann Gottes. Der Weg, der seinen Lohn in der Herrlichkeit Gottes droben fand, führte ihn zu dem armen, seufzenden Volke Gottes hienieden und später mit diesem in die Wüste. Einerseits mit Schwierigkeiten und Gefahren bedeckt, brachte dieser Weg andererseits dem Manne Gottes nichts als tiefe Schmach und bittere Feindschaft von seiten des Fürsten dieser Welt. Dennoch hatte Mose diesen Weg gewählt, „denn er schaute auf die Belohnung“, auf das Ende des Weges, die Zeit nach diesem Leben.

Jetzt stand er am Schlusse seiner Laufbahn. Die Wüstenreise war beendet. Er hatte ihre Bitterkeiten in reichem Maße gekostet. Bereute er heute seine damalige Wahl? Keinen Augenblick! Hatte er nicht die Herrlichkeit Jehovas gesehen? Ja, all Seine Güte war an seinem Angesicht vorübergegangen. Seine Gnade, Langmut, Macht und Treue hatte er an jedem Tage der Wüstenwanderung geschmeckt und erfahren, und das Herrlichste, die Belohnung, lag noch vor ihm. Er stand im Begriff, den irdischen Schauplatz zu verlassen und in die ewige Ruhe einzugehen.

Noch einmal stellte der treue Mann dem Volke, das er vierzig Jahre lang mit unvergleichlicher Geduld durch die Wüste geführt hatte, all das Erlebte vor Augen, erinnerte es an das ganze Gesetz Gottes, sowie an die unzähligen Beweise Seiner Gnade und forderte es zum Schluß auf, sich zu einer endgültigen Wahl zu entscheiden. „Das Leben und das Glück, den Tod und das Unglück“ legte er ihm vor und gebot ihm, Gott zu lieben, auf

Seinen Wegen zu wandeln und Seine Gebote, Satzungen und Rechte zu beobachten.

Die Bibel teilt uns mit, wie Israel das letzte Mahnwort seines scheidenden Führers beachtet hat. Hat es „Leben und Segen“ gewählt? Leider nicht. Zwar hat es herrliche Zeiten des Segens für das Volk gegeben. Da waren Zeiten, wo es in der Nähe seines Gottes blieb. Aber im allgemeinen hat es „Tod und Fluch“ gewählt, und seit fast zweitausend Jahren steht Israel beständig unter Gottes Fluch. Als sein Messias auf diese Erde kam, hat es Ihn nicht nur den Rücken gekehrt, sondern Ihn sogar getötet. Da war das Maß seiner Sünden voll, und der Fluch Moses fand die schrecklichste Erfüllung.

Mein lieber unbefehrter Leser! So wie Mose einst sein Volk vor die ernste, entscheidende Wahl stellte, so stehst auch du vor ihr. Du kannst dich ihr nicht entziehen. Laß dir dasselbe sagen, was er einst Israel zurief. Freilich möchte ich dich nicht zur Beobachtung des Gesetzes veranlassen. Was ich dir anzubieten habe, ist weit höher und herrlicher als das Gesetz, dessen Gebote du doch nicht erfüllen könntest. Erinnerung dich: auf dem einen Wahlzettel steht „Leben und Segen“, und zwar Leben und Segen in Christo Jesu. Werde ein Christ! „Aber das bin ich ja längst“, rufst du vielleicht; „ich bin getauft und als Christ erzogen.“ Ich glaube es, aber das nützt dir nichts. Ein Christ in des Wortes wirklicher Bedeutung ist nur der, der durch den Glauben an Christum und an Sein auf Golgatha vergossenes Blut ein Eigentum des Herrn geworden ist. Ein solcher ist ein Mensch

„in Christo“, für ewig geborgen, ja, auf immerdar vollkommen gemacht in Ihm. Jeder andere, ob Heide, Mohammedaner oder Namenchrist, steht noch „außer Christo“, befindet sich also noch auf dem Wege, der in „Tod und Fluch“ endet, der in die ewige Verdammnis führt.

Und nun wähle! Diese Wahl ist nicht wie die Reichstagswahl freiwillig. Du mußt wählen! Und wie überaus wichtig ist die Wahl, wie unendlich bedeutungsvoll sind ihre Folgen! Die Reichstagswahl mag dir wichtig erschienen sein, aber wie viel wichtiger ist diese! In dem vorliegenden Falle hängt **alles** von deiner Wahl ab. Das Ergebnis derselben ist auch ganz bestimmt und unterliegt nie einer Änderung. Unsicherheiten und Ungewißheiten gibt's da nicht. Wählst du Christum, so entscheidest du dich für Leben und Segen, und zwar für alle Ewigkeit. Schlägst du Ihn aus, so entscheidest du dich für Tod und Fluch, und auch das für alle Ewigkeit.

„So wähle das Leben, auf daß du lebest!“

(5. Mose 30, 19.)

Reichbelohnte Ehrlichkeit.

Der Photochemigraph B. saß vergnügt in seiner fein möblierten Wohnung in einer der schönsten Straßen einer deutschen Großstadt. Er hatte Ursache, zufrieden mit seinen Errungenschaften zu sein; denn die Herstellung von falschen

Hundertmarkscheinen war ihm infolge seiner vorzüglichen Fachkenntnisse so vortrefflich gelungen, daß sie kaum von echten Scheinen zu unterscheiden waren. Viele tausend Stück schon hatte er ungestört anfertigen können. Die stille Wohnung war wie geschaffen zu solch verbrecherischer Tätigkeit, und wer würde in dem elegant gekleideten Herrn den gesuchten Falschmünzer vermutet haben, auf dessen Ergreifung schon lange ein Preis von 5000 Mk. ausgesetzt war?

Auf dem kleinen Tischchen am offenen Fenster lag eine Anzahl der gefälschten Scheine. B. betrachtete sie mit wohlgefälligem Schmunnzeln. Da klopf es, und seine Wirtin tritt ins Zimmer. Draußen ist stürmisches Wetter. Infolge des Türöffnens entsteht Zugluft, und der Wind entführt einige der Scheine durchs offene Fenster, hinunter auf die Straße. Als ob es für ihn nichts weiter bedeute, schaut B. den dahinwirbelnden Scheinen nach; die erschrockene Wirtin dagegen eilt die drei Treppen hinunter auf die Straße. Doch von den Geldscheinen ist nichts mehr zu sehen.

* * *

„Mutter, Mutter, sieh, was ich dir mitbringe!“ rief in freudiger Aufregung die zehnjährige Marta Mertens beim Eintritt in die Stube und hielt der erstaunten Mutter einen Hundertmarkschein entgegen. „Mutter, er kam wie vom Himmel geflogen, und noch zwei waren dabei, die haben andere Kinder aufgehoben. Ich kam gerade um die Straßenecke bei der Lindenallee. Können wir das Geld nicht behalten?“

„Nein, mein Kind, das dürfen wir wohl nicht“, sagte die rechtlich denkende arme Witwe. „Könnten wir es auch gut brauchen und es als eine Hilfe von Gott annehmen, so müssen wir es doch auf die Polizei tragen; denn vielleicht hat es jemand verloren und den Verlust auch schon gemeldet.“

„Ach“, erwiderte Marta kleinlaut, „ich freute mich schon so sehr, daß der liebe Gott unser Gebet erhört habe und uns das Geld schicke, und nun sollen wir es nicht behalten dürfen? Die anderen Kinder behalten es gewiß doch auch.“

„Das kann wohl sein, mein Kind; aber ich glaube nicht, daß wir Freude an dem Gelde haben würden; wir bekämen vielmehr ein unruhiges Gewissen. Darum will ich mich sogleich auf den Weg machen und das Geld im Fundamt abgeben.“

* * *

Etwa acht Tage waren vergangen. Da erhielt Frau Mertens eine Vorladung aufs Polizeiamt, der sie sogleich Folge leistete. Als sie ihren Namen nannte, wurde sie mit großer Freundlichkeit behandelt und von einem Beamten durch mehrere Räume ins Zimmer des Polizeiinspektors geführt.

„Ich habe Ihnen eine freudige Mitteilung zu machen“, sagte der Beamte, „denn die Sache mit dem gefundenen Hundertmarkschein hat eine ganz unerwartete Wendung genommen. Der Schein war nicht echt, sondern gefälscht, und zwar war er einer jener gut gefälschten Scheine, nach deren Hersteller schon lange eifrig gesucht wird. Durch Ihre Ehrlichkeit sind wir dem Falschmünzer auf die Spur gekommen, und seit gestern sitzt er hinter Schloß und

Riegel. Der Schein ist durch einen Windstoß aus dem Fenster seines Zimmers geflogen. Die anderen drei oder vier Scheine sind von den weniger ehrlichen Findern behalten worden. Hätten Sie auch so gehandelt, so würde dieser Banknotenfälscher, bei dem man für über 400000 Mk. gefälschte Banknoten gefunden hat, noch lange sein Unwesen getrieben haben. Wir sind Ihnen also zu großem Dank verpflichtet, und Ihrer Ehrlichkeit gebührt als Lohn die auf die Ergreifung des Fälschers ausgesetzte Belohnung von 5000 Mk. Das Geld wird Ihnen in den nächsten Tagen ausgezahlt werden."

Daß Frau Mertens sich der hervorquellenden Freudentränen nicht erwehren konnte, daß sie kaum die rechten Dankesworte fand, daß sie beflügelten Schrittes heimeilte und dort mit ihrem Kinde auf die Kniee sank zu heißem Dankgebet, das braucht wohl kaum noch erst gesagt zu werden.

Dieses wahre Ereignis aber sei uns wieder eine Bestätigung des wunderbaren Waltens Gottes, der „Seine Engel zu Winden und Seine Diener zu einer Feuerflamme macht“! (Ps. 104, 4; Hebr. 1, 7.) Ein Windstoß — und ein Bösewicht empfängt seinen verdienten Lohn und ein Menschenkind, das sich in Not und Drangsal befindet und seinem Gott vertraut, die erbetene Hilfe. Sollten auch wir nicht diesem Gott allezeit vertrauen mit der felsenfesten Zuversicht, welcher der Psalmist so herrlich Ausdruck gibt in den Worten:

„Nur auf Gott vertraut still meine Seele.
 . . . Nur Er ist mein Fels und meine Rettung,
 meine hohe Feste!“ ?

G. S.

„Beharret im Gebet!“

Eine Frau, die den Heiland gefunden, hatte um ihres Glaubens willen viel von ihrem Mann zu leiden. Sie hörte aber nicht auf, für seine Befehring zu beten. Das dauerte monatelang. Da kam eines Mittags der Mann ganz niedergeschlagen von der Arbeit nach Hause und ging, anstatt sich wie sonst gleich zu Tisch zu setzen, ins Schlafzimmer. Nach einiger Zeit folgte ihm die Frau, um zu sehen, was mit ihm vorgehe, und siehe da, sie hörte ihn beten. Ohne essen zu wollen, ging er dann wieder an die Arbeit.

Als er des Abends heimkam, immer noch traurig und niedergedrückt, fragte die Frau liebevoll, was ihm fehle.

„Mir fehlt genug“, antwortete er. „Ich bin ein verlorener Sünder. Heute Mittag ist mir plötzlich ein Wort aus der Bibel in den Sinn gekommen, das ich nicht wieder loswerden kann. Ich bin verloren.“

Die Frau forderte ihn auf, mit ihr zu beten, aber er erwiderte: „Es hat keinen Zweck. Für mich gibt es keine Vergebung!“

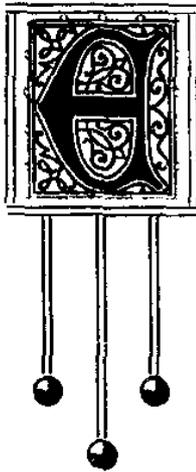
Nach einer Pause fuhr er fort: „Willst du mir vergeben? Und willst du nicht für mich beten?“

„Von ganzem Herzen“, sagte die Frau, und beide sanken auf die Kniee und weinten und beteten. Er weinte Reue- und sie Dankestränen.

Kurz darauf wurden in dem Hause des Ehepaars christliche Versammlungen abgehalten. Aus dem Verfolger war ein Nachfolger Jesu geworden.



„Er wird Seinen Engeln über dir
befehlen.“



Es war am 31. Dezember des Jahres 1830. Tiefer Schnee bedeckte Wald und Flur. Noch immer fielen die weißen Flocken, und ein schneidender Wind wirbelte sie in wildem Tanz durch die Luft. Wer nicht unbedingt hinaus mußte, blieb sicher daheim. Auch der alte Kantor Gerhard im Städtchen L. wäre gern in seiner Klause geblieben, aber die Pflicht trieb ihn hinaus. Es herrschte damals noch in vielen deutschen Städten, vor allem in Thüringen und Sachsen, die Sitte, daß die männliche Schuljugend an besonderen Festtagen von Ort zu Ort, von Tür zu Tür zog, um Lieder zum Preise Gottes zu singen. An diesem Tage mußte der alte Kantor noch eine solche Sängerschaft mit einigen Schülern zu ein paar Dörfern unternehmen. So holte er Mantel und Hut herbei und ging ins Schulzimmer. Hier fand er schon seine kleine Schar versammelt. Er hielt zunächst eine Morgenandacht mit ihnen, bei der er den 91. Psalm vorlas. Als er an die Stelle kam: „Er wird Seinen Engeln über dir befehlen, dich

zu bewahren auf allen deinen Wegen. Auf den Händen werden sie dich tragen, damit du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest“, da war es dem Vorleser, als ob diese Verheißung so recht für ihn und seine Kinder geschrieben wäre, und er betete: „Ja, Herr, laß Du Deine Engel uns umgeben auf dem Wege und uns mit ihren Flügeln decken!“ — Denn einen gar beschwerlichen und teilweise gefährlichen Weg über Berge und an steilen Hängen vorbei hatten sie vor sich.

Dann ging's hinaus. Zuerst sangen sie im eigenen Städtchen, und zwar in jeder Straße einmal, immer eine Strophe des schönen Morgenliedes:

Wach auf, mein Herz, und singe!

Sie sangen recht tapfer, obwohl ihnen der Wind um die Ohren pfliff und die Füße gewaltig froren. Einige der Jungen hatten große Tücher um die Ohren gebunden, andere ihren hohen Hut, das Abzeichen ihrer Würde, wie eine Pelzmütze tief ins Gesicht gezogen. Der eine rieb ein Bein am anderen, der nächste machte stehend einen Trab, um sich zu wärmen. Am wackersten war der Kleinste. Der sang so laut und kräftig, als ginge ihn der scharfe Wind garnichts an, während der alte Kantor sich verzweifelte Mühe gab, hinter seinem Schirm vor dem Schneegestöber Deckung zu finden. In der letzten Straße sangen sie:

So woll'st Du nun vollenden
Dein Werk an mir und senden,
Der mich an diesem Tage
Auf Seinen Händen trage.

Dann ging's ins Freie. Bald kamen sie in die Berge. Von Wegen war hier nichts mehr zu

sehen. Die mußten sie sich selber bahnen. Nach einstündiger Wanderung erreichten sie ein Waldhaus, in welchem ein gottesfürchtiger Förster wohnte, der nie vergaß, daß auch über ihm ein Hüter war, der ihn Tag und Nacht bewachte. Bei ihmkehrten unsere Sängerein und wärmten sich. Ach, wie das den erstarrten Gliedern wohltat! Aber bald hieß es: „In Gottes Namen weiter!“ und mit einem herzlichen „Behüt Gott!“ schieden sie von dem freundlichen Forstmanne.

Der Weg führte jetzt durch Felschluchten und an steilen Berghängen hin. Das Ziel war ein hochgelegenes Dorf. Rüstig wanderten sie fürbaß, der Alte voran, die Buben, zwei und zwei nebeneinander, hinter ihm her. Endlich waren sie oben. Der Kantor wandte sich zu seinen Schülern und sagte: „Gott sei Dank! ihr habt euch brav gehalten, aber“ — er sah erschrocken auf seine Schar — „ihr waret doch sechs, und jetzt seid ihr nur noch vier. Wo sind denn die beiden anderen?“ Niemand antwortete. Die zwei Vermißten waren die letzten im Zuge gewesen, und weil bei dem beschwerlichen Marsch ein jeder genug mit sich selbst zu tun hatte, war ihr Verschwinden keinem der anderen aufgefallen. Den alten Lehrer ergriff eine unbeschreibliche Angst.

„Jungen“, sagte er, „ich gehe zurück und suche die Beiden. Kehrt ihr indes bei einem Bauern ein und wärmt euch! Gott gebe, daß kein Unglück geschehen ist!“

Aber von Einkehren und Sichwärmen wollten die wackeren Jungen nichts hören. Sie wollten mit und ihre Kameraden suchen helfen. So gingen

alle den eben zurückgelegten Weg wieder hinab, während sie wieder und wieder die Namen der Vermißten in Wald und Tal hineinriefen. Aber vergeblich. Nur das Echo gab die Stimmen zurück. Fast waren sie wieder beim Waldhause angelangt, da blieb der Kantor plötzlich stehen. Das Blut strömte ihm zum Herzen, und seine Glieder wurden bleiern schwer. Dicht neben dem Wege lag ein großes Loch, dessen unheimliche Schwärze auf bedeutende Tiefe schließen ließ. Er hatte es vorher garnicht bemerkt. Zwei Fußspuren führten bis an den Rand des Loches und hörten dann auf. Sollten die Knaben da hineingestürzt sein? Es war, ach! nur zu wahrscheinlich. Mit lauter, angstvoller Stimme rief der Alte ihre Namen. Umsonst. Nur ein dumpfer Widerhall antwortete aus der dunklen Tiefe. Trotz der Kälte liefen dem alten Manne dicke Schweißtropfen über die Stirn. Er zweifelte nicht mehr daran, daß ein Unglück geschehen war. Dieses schwarze Loch war ein verlassener, nicht zugeschütteter Eisenschacht, deren es damals eine ganze Anzahl in jener Gegend gab.

Stumm, mit verstörten Blicken, schauten Lehrer und Schüler einander an. Dann aber sank der alte Kantor auf seine Kniee und flehte inbrünstig zu Gott um Rettung und Hilfe. Während des Gebets kam eine merkwürdige Zuversicht über ihn. Es war ihm, als höre er die Stimme des Herrn: „Er wird Seinen Engeln über dir befehlen, dich zu bewahren auf allen deinen Wegen. Auf den Händen werden sie dich tragen.“

Auf sein Geheiß holten die Knaben den Förster herbei und erzählten ihm von dem wahrscheinlichen

Unglück. Als der Kantor seiner Hoffnung Ausdruck gab, Gott möchte die Knaben bewahrt haben, schüttelte er den Kopf, denn es schien ihm unmöglich, daß ein Mensch lebendig da unten ankommen könne. Trotzdem eilte er zum nächsten Bergwerk und kam bald mit einigen Bergleuten zurück. Die Männer machten bedenkliche Gesichter. Sie wußten, daß man den Schacht hatte verlassen müssen, weil er einzustürzen drohte und das Wasser auch nicht zurückzudämmen war. „Selbst wenn sie lebendig unten angekommen wären“, bemerkte einer von ihnen, „so hätte doch das Wasser ihnen den Tod gebracht.“ Aber der Kantor ließ sein Vertrauen und seine Hoffnung nicht so rasch fahren. Mit flehenden Worten bat er die Männer, doch das Wagnis zu unternehmen und in den Schacht zu steigen. Er schilderte ihnen das Herzeleid der Eltern bei der Kunde von dem Unglück. Nicht umsonst. Ein alter Bergmann trat vor und sprach: „Laßt mich hinunter! Ich will's in Gottes Namen wagen. Der mich nun fünfzig Jahre auf meinen Fahrten in die dunkle Tiefe gnädig bewahrt hat, der wird auch heute mit mir sein.“

Schnell wurde alles Nötige zu der gefährlichen Fahrt herbeigeholt, und bald schwebte der alte Bergmann, sein Grubenlicht an der Brust, über der dunklen Tiefe. Noch einmal entblöpte er sein Haupt zu stillem Gebet. Dann setzte sich die Winde in Bewegung, und mit einem „Glück auf!“ verschwand der Brave in dem engen Schacht.

Der alte Kantor stimmte mit zitternder Stimme an:

Aus tiefer Not schrei' ich zu Dir!

und alle fielen ein. Es war, als ob der Himmel selbst die Antwort auf den Notschrei geben wollte; denn plötzlich brach die helle Sonne durch den grauen Nebelschleier und warf ihre goldenen Strahlen auf den glitzernden Schnee, daß alles leuchtete wie Gold und Silber. Kurz darauf wurde unten das Zeichen gegeben: Anhalten! und einige Augenblicke später ein zweites: Aufwärts! Das Seil wurde emporgewunden. Aller Blicke waren auf das dunkle Loch gerichtet. Was würden die nächsten Minuten bringen? Tod oder Leben? Die Sekunden schienen den in höchster Spannung Wartenden endlos lang. Da endlich wurde der Kopf des Alten sichtbar, und neben ihm tauchten, völlig unversehrt, wie es schien, die beiden Vermißten auf. Das war ein Jubel! Der Wald hallte wider von dem freudigen Jauchzen von jung und alt. Es dauerte lang, bis der alte Bergmann seine Geschichte erzählen konnte.

„Es war eine gefährliche Fahrt“, berichtete er. „Die großen Holzbalken, die die Wände bekleiden, sind an manchen Stellen ganz herausgetreten. Wie die Jungen da unverletzt heruntergekommen sind, ist mir ein Rätsel. Nach einiger Zeit hörte ich etwas von unten heraufklingen, und bald konnte ich Stimmen unterscheiden. Herr Kantor, Sie haben Ihren Jungen den rechten Weg gezeigt. Ich hörte sie laut beten. Da rief ich sie an, und jubelnd antworteten sie. Hätte Gott nicht Seine Engel gesandt, daß sie die Kinder auf Flügeln trugen, auf dem ersten Balken schon hätten sie zerschellen müssen. Übrigens muß ganz kürzlich erst ein Einsturz im Schacht stattgefunden haben, denn der Boden war mit einer dicken Lage lockerer Erde

bedeckt, und zwar muß die herabgestürzte Erdmasse so bedeutend gewesen sein, daß das Wasser dadurch in die Gänge zurückgedrängt worden ist, denn die Erde war trocken."

Nachdem der Alte seinen Bericht beendet hatte, erzählten die beiden Geretteten, über der Schachtöffnung habe ein kleiner Tannenbaum gelegen, darüber eine Schneedecke, sodaß der Schacht nicht zu sehen war. Der Baum sei mit dem ersten hinuntergefallen und habe den Aufschlag auf den ersten vorstehenden Balken so gemildert, daß er nur ein wenig am Arm verletzt worden sei, während der andere auf seinen Kameraden gestürzt und so vor Schaden bewahrt geblieben war.

Mit welchen Gefühlen die Zuhörer den beiden Erzählungen lauschten, kann man sich denken. Besonders der alte Kantor war tief ergriffen. Voll Lobes und Dankes stimmte er an:

Ich rief zum Herrn in meiner Not:
 Ach, Gott, vernimm mein Schreien!
 Da half mein Helfer mir vom Tod
 Und ließ mir Trost gedeihen.
 Drum dank', o Gott, drum dank' ich Dir!
 O danket, danket Gott mit mir!
 Gebt unserm Gott die Ehre!

Darauf zogen alle heimwärts und kamen bei Sternenglanz wohlbehalten im Städtlein an. Eine klingende Beute brachten sie diesmal nicht mit, aber jeder hatte einen schönen Klang in seinem Herzen, der ihn sein Leben lang nicht verlassen hat. Da sang und klang es nämlich: „Er wird Seinen Engeln über dir befehlen, dich zu bewahren auf allen deinen Wegen“.

Der brave Ketter der zwei Knaben hatte sich still davongemacht, aber auch er brachte trotz leerer Hände eine köstliche Beute heim.

Der alte Lehrer hat keine Sängerschaft zur Winterzeit mehr unternommen. Als er wenige Jahre später eingehen durfte in die ewige Ruhe, da stand an dem Grabe des stets Sangesfreudigen seine kleine Sängerschaft und sang ihm ein Lied vom seligen Sterben und frohen Auferstehen.



Das lebendige Wort Gottes.

„Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert.“ (Hebr. 4, 12.)

Es gibt Menschen in unserer Zeit, und es hat wohl auch solche in früheren Zeiten gegeben, die so töricht sind, von dem Worte Gottes als dem „toten Buchstaben“ zu reden. Dabei behaupten diese Leute, an Gott zu glauben. Sie täuschen sich selbst. Denn wer mit seinem Herzen an Gott glaubt, wer Ihn kennt und liebt, der liebt auch Sein Wort, diese kostbare Gabe; der kann ohne dieses Wort nicht leben, dem ist es Speise und Trank, und der erfährt täglich und stündlich an sich selbst die Kraft, die von diesem Worte ausgeht. Wer das Wort einen „toten Buchstaben“ nennt, ist selbst tot, und wenn er auf seinem Wege beharrt, so wird er dereinst die lebendige Kraft und Wahr-

heit dieses Wortes in schrecklichster Weise erfahren, indem es ihn für immer verdammen wird.

„Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam“, wie lebendig und wirksam, das zeigt die ganze christliche Geschichte. Frage einen Missionar, der in einem Lande lebt, wo das Wort Gottes noch keinen Eingang gefunden hat. Er wird dir haarsträubende Dinge von den Verhältnissen dort erzählen, von schrecklichen Sünden, finstern Aberglauben, Dämonenwesen, von Grausamkeit und gegenseitiger Bedrückung. Aber du brauchst garnicht so weit zu gehen. Schau dich nur in deiner Umgebung um! Wenn du Augen hast zu sehen, so bedarf es nicht langen Suchens, um Wirkungen des Wortes Gottes zu finden. Hast du aber die lebendigmachende Kraft des Wortes an dir selbst erfahren, so weißt du, daß Gottes Wort lebendig und wirksam ist.

Vor Jahrhunderten herrschte ein König über England, aus dessen Leben die Geschichte traurige Dinge berichtet. Er war ein unsittlicher Mann, dabei von großem Ehrgeiz beseelt. Er wollte nicht nur König über sein Land sein, sondern auch dessen Papst. Aus diesem Grunde überwarf er sich mit dem Papst in Rom und erlaubte dem Protestantismus einen gewissen Einfluß in seinem Lande. Auch die Bibel durfte verbreitet werden. In jeder Kirche befand sich eine Bibel in der Übersetzung der wackeren Glaubenszeugen Tyndale und Coverdale. Sie war mit einer Kette an das Lesepult im Chor befestigt, wohin jedermann ungehindert Zugang hatte. Durch einen königlichen Erlaß hatte jeder Pfarrer Befehl erhalten, die Bibel „an



passender Stelle in der Kirche aufzulegen, die Eurer Sorge anvertraut ist, und zwar so, daß Eure Pfarrkinder möglichst bequem zu derselben gelangen und sie lesen können . . . Auch sollt Ihr niemand davon abhalten, öffentlich oder für sich in dieser Bibel zu lesen oder aus ihr zu hören, sondern im Gegenteil, Ihr sollt jedermann anreizen, anfeuern und ermahnen, dieselbe zu lesen als das lebendige Wort Gottes."

Wie bereits bemerkt, hatte Heinrich VIII., so hieß jener König, lediglich aus politischen Gründen die Reformation, und damit auch das freie Bibel-lesen, in seinem Lande zugelassen, aber das Wort Gottes erwies alsbald seine Kraft. Es war, als ob aus dürrem Erdreich plötzlich eine Quelle von Lebenswasser entsprungen wäre, zu der jeder sein Gefäß, mochte es groß oder klein sein, tragen konnte, und von welcher keiner leer zurückkam.

„Wunderbar war es zu sehen“, so berichtet der Geschichtschreiber, „mit welcher Freude dieses Buch begrüßt und aufgenommen wurde, und zwar nicht nur von Gelehrten und Freunden der Reformation, sondern ganz allgemein, in ganz England, von Niedrigen und Armen. Und mit welcher einem Verlangen wurde es gelesen, wie strömte das Volk zu den Plätzen, wo man es lesen hören konnte! Wer dazu imstande war, kaufte das Buch zum eigenen Besitz. Ältere Personen lernten noch lesen, um selbst das kostbare Buch benutzen zu können, und kleine Knaben konnte man in der Kirche bei den Erwachsenen stehen und aufmerksam zuhören sehen.“

Viele von denen, die in dieser Zeit durch das Lesen des Wortes zum Glauben kamen, hatten

später Gelegenheit, die Kraft ihres Glaubens zu beweisen. Schreckliche Verfolgungen setzten ein, besonders zur Zeit der sogenannten „blutigen“ Maria, einer Tochter Heinrichs VIII. Die Folter tat ihr graufiges Werk, und an vielen Orten loderten die Scheiterhaufen. Aber die Kraft Gottes und Seines Wortes erwies sich mächtiger als Folter und Tod. Mancher verkündete noch auf dem Scheiterhaufen, was er in Gottes Wort gefunden hatte. Ein wunderschönes Zeugnis von dem, was die Bibel ihr war, legte auch eine hochstehende Frau, Johanna Grey, ab. Sie war von Heinrichs Sohn und Thronfolger, dem kranken Eduard VI., eigentlich gegen ihren Willen, zur Königin bestimmt worden. Aber damit gab die obengenannte Maria, Eduards Stieffschwester, sich nicht zufrieden. Es kam zum Bürgerkrieg, und Johanna unterlag. Sechs Monate schmachtete sie im Gefängnis. Dann wurde sie zum Tode verurteilt. Am Abend vor ihrer Hinrichtung sandte sie ihrer Schwester ihr geliebtes griechisches Testament, in welchem sie in den schwersten Stunden Trost und Kraft gefunden hatte, und schrieb dabei einen Brief, aus dem ich einige Zeilen anführen möchte.

„Ich schicke dir hier“, so beginnt das Schreiben, „ein Buch, das zwar nicht rühmlich geziert und in Gold gefaßt ist, das aber an reinem, innerem Wert alle Edelsteine übertrifft. Es ist das Buch der frohen Botschaft unseres Herrn, Sein letzter Wille, Sein Vermächtnis an uns arme Sünder. In ihm wirst du den rechten Weg kennen lernen zur ewigen Freude und, wenn du es mit göttlicher Hilfe und der Gnade des Heiligen Geistes liest, den Weg zum ewigen Leben, wie du gottselig leben und

sterben kannst. Das ist besser und vortrefflicher als alle Reichtümer, Ehren und Güter dieser Welt, die unsicher sind und von einem zum anderen wandern. Die Güter aber, die wir aus diesem Buche erlangen, sind also beschaffen, daß kein Dieb sie stehlen, kein Feuer sie verbrennen, keine Motte sie verzehren kann. Bete, liebe Schwester, wie David, um die Erkenntnis der heiligen Gesetze Gottes!"

Am nächsten Tage legte Johanna, kaum neunzehn Jahre alt, ihr schönes Haupt auf den Block.

Unter den Lesern dieser Zeilen sind gewiß manche, die zwar nicht wie die anfangs erwähnten Personen von Gottes Wort als dem „toten Buchstaben“ reden, die aber doch noch nicht die Leben gebende Kraft dieses Wortes an sich erfahren haben, die noch nicht wiedergeboren sind „aus unverweslichem Samen, durch das lebendige und bleibende Wort Gottes“. (1. Petr. 1, 23.) Ihnen kann ich nur das sagen, was Johanna Grey an ihre Schwester schrieb: Lest das Buch der frohen Botschaft unseres Herrn Jesus Christus, lest es unter Gebet! Bittet Gott, daß Er durch Seinen Heiligen Geist euch das Verständnis darüber öffne! Dann wird dieses Wort seine göttliche Kraft auch an euch erweisen. Ihr werdet Den darin finden, den zu kennen ewiges Leben ist: Jesum, den Heiland der Sünder, der aus Liebe zu verlorenen Menschenkindern am Kreuz auf Golgatha starb. Mit alles durchdringender Schärfe scheidet dieses Wort allerdings Seele und Geist, Gelenke und Mark und beurteilt die Gedanken und Gesinnungen des Herzens. Nichts in euch wird vor seinem Lichte standhalten. Es wird euer ganzes Leben verurteilen, und nicht eher werdet

ihr Ruhe finden, bis ihr vor Gott zusammenbrecht mit dem Bekenntnis: „Ich bin verloren. Hilf mir, o Gott, um Christi willen!“

Wer aber vom Tode zum Leben übergegangen ist, wer Leben aus Gott empfangen hat, der vergesse nicht, daß, wie der äußere Mensch der täglichen Nahrung, so auch der innere der täglichen Erneuerung bedarf. (Bergl. 2. Kor. 4, 16.) Das Leben in uns kann verkümmern, ja, es muß verkümmern, wenn wir ihm nicht täglich geistliche Speise zuführen. Täglich? Ja. Es würde unserem Leib schlecht bekommen, wenn wir nur jeden zweiten, dritten, oder gar jeden siebenten Tag für die nötige Speise sorgten. Genau so bedarf auch der innere Mensch einer regelmäßigen Ernährung. Und was ist das Mittel dazu? Gottes Wort, die vernünftigste, unverfälschte Milch, durch deren Genuß wir wachsen zur Errettung. (1. Petr. 2, 2.) Freilich muß auch diese Speise in der richtigen Weise genossen werden, so wie dem Leib nur die richtig zubereitete Speise bekommt. Wir müssen das Wort lesen unter Gebet, „mit göttlicher Hilfe und der Gnade des Heiligen Geistes“, wie es in dem Briefe heißt. Wenn wir ohne die nötige Ehrfurcht, gar vertrauend auf unseren eigenen Verstand, ans Wort herantreten, wird uns seine Wirkung verloren gehen. Lesen wir es aber in der Abhängigkeit von Gott und unter der Leitung Seines Geistes, so werden Ströme lebendigen Wassers unsere Seele erquickern, wir werden zunehmen an innerer Kraft und Erkenntnis; das Irdische wird an Wert für uns verlieren, und ewige Güter werden wir dafür eintauschen.

Die Botschaft der Toten.

Ein Evangelist predigte über die bekannte Stelle: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. (Joh. 3, 16.) Er sagte seinen Zuhörern, daß, wenn das nicht so wäre, wenn Gott die Welt nicht in dieser Weise geliebt hätte, er an diesem Abend nicht vor ihnen stehen würde, um ihnen die gute Botschaft zu verkündigen. Im Anschluß an seinen Vortrag erzählte er folgendes aus seinem Leben:

Einst ein entschiedener Gottesleugner, hatte er alles gehaßt, was Gott betraf. Sein ganzes Inneres hatte sich empört, wenn jemand es wagte, mit ihm über göttliche Dinge zu reden. Da war aber eine Person, die nicht nach seinem Haß und seiner Empörung fragte, sondern ihm immer wieder in Ruhe und Liebe das Wort der Wahrheit bezeugte, und diese Person war seine Mutter. Sie hatte Gott lieb und wandelte in Seiner Furcht. Oft sprach sie mit ihrem Sohn über seinen gefährlichen Zustand. Aber er machte es wie die Otter, die ihr Ohr verschließt vor der Stimme des Beschwörers. Er hörte nicht. Schließlich wurde es ihm zu arg, die ständigen Ermahnungen über sich ergehen zu lassen; er verließ das Haus! Doch auch da warf die Mutter ihr Vertrauen nicht weg, sondern flehte Nacht und Tag zu Gott, daß Er helfen und ihren Sohn erretten möge.

Schließlich wurde sie krank. Die Krankheit verschlimmerte sich, und es wurde ihr klar, daß Gott sie zu sich nehmen wolle. Eines Tages sagte sie zu ihrer Pflegerin: „Telegraphieren Sie an meinen Sohn! Sagen Sie ihm, wenn er seine Mutter noch lebend antreffen wolle, so müsse er sofort kommen.“

Das Telegramm ging ab. Ohne eine Minute zu verlieren, machte der Sohn sich reisefertig, denn wenn auch der Gott seiner Mutter ihm nichts war, so hatte er die Mutter selbst doch von Herzen lieb.

Als die Pflegerin vom Telegraphenamte zurückgekehrt war, bat die Kranke um Feder und Tinte. Sie fühlte, daß ihre Stunden gezählt waren, und daß ihr Sohn wahrscheinlich zu spät kommen würde. Mit zitternder Hand schrieb sie auf ein Stück Papier:

„Mein lieber Sohn! Ich sterbe. Ich werde Dich nie mehr im Leben sehen, aber ich gehe zu Jesu. Bei meinem Sterben ist der einzige Stachel, der mir weh tut, das Bewußtsein, daß ich Dich unbekehrt zurücklasse. Lebe wohl!

Deine Dich innig liebende Mutter.“

„Legen Sie dies in einen Umschlag und adressieren Sie das Ganze an meinen Sohn“, bat darauf die Sterbende. „Dann geben Sie mir den Brief in die Hand, damit er, wenn er kommt und meine Leiche sieht, den Brief in meiner Hand findet.“

Die Pflegerin tat, wie ihr aufgetragen war, und die Mutter hielt den Brief in der Hand, bis ihre Seele entflohen war.

Kurz nach ihrem Tode kam der Sohn. „Wie geht's Mutter?“ war seine erste Frage.

„Sie ist leider schon tot!“ lautete die Antwort.

„Tot?“ schrie der junge Mann verzweifelt.
 „Tot? tot?“ Nach einer Pause fragte er dumpf:
 „Wo liegt sie?“

Man führte ihn ins Sterbezimmer. Er warf sich über den Leichnam und weinte. Sein Schmerz war tief und aufrichtig. Wieder und wieder küßte er die kalten Rippen, die so oft ernste, aber liebevolle Worte zu ihm geredet hatten.

Nach und nach wurde er ruhiger, und seine Augen, deren Blick bis dahin durch die Tränen getrübt worden war, erspähten den Brief in der Hand der Toten. Er sah die Anschrift, nahm den Brief und riß ihn auf. Es war in Wahrheit eine Botschaft der Toten. Erschüttert sank er auf die Kniee, und aus tiefstem Herzensgrund rang sich der Schrei nach oben: „O Gott, erbarme Dich meiner!“

Trotz seines so oft betonten Unglaubens und der Torheit seines Herzens, das da sprach: „Es ist kein Gott!“ glaubte der Sohn, daß seine Mutter jetzt bei Christo sei, und daß, wenn er selbst stürbe, die Hölle sein Teil sein würde.

Als der Leib seiner Mutter ins Grab gesenkt worden war und er, was irdische Freunde betraf, allein dastand, fühlte er zum erstenmal in seinem Leben, daß er auch mit Gott allein war. Er wußte sich in Seiner heiligen Gegenwart, und da blieb es nicht aus, daß ein tiefes Gefühl seiner Sündhaftigkeit über ihn kam. Seufzer über Seufzer stiegen zu Gott empor. Sündenbekenntnisse wechselten ab mit dem Rufen um Gnade und Erbarmen. Dieser Zustand dauerte eine Zeitlang. Dann plötzlich war es ihm, als ob Gott selbst ihm gesagt hätte: „Sei gutes Mutes, Kind! Deine Sünden sind vergeben.“

Von diesem Augenblick an wurde er ruhiger. Er hatte das Gefühl, daß nun alles zwischen ihm und Gott in Ordnung sei; denn davon war er überzeugt, daß Gott nur auf Grund der Bibel diese Worte zu ihm gesprochen hatte. Einige Tage später aber flüsterte Satan ihm zu: „Alles ist Trug und Täuschung. Die Worte, die du gehört zu haben meinst, stehen überhaupt nicht in der Bibel.“ Doch diese Einflüsterung bewirkte das Gegenteil von dem, was sie bewirken sollte. Der junge Mann beschloß, die Bibel eingehend zu lesen. Dann mußte es sich ja herausstellen, ob die Worte wahr waren oder nicht. „Wenn sie wirklich nicht in der Bibel stehen“, sagte er zu sich, „dann will ich annehmen, daß nicht Gott es war, der zu mir geredet hat.“

So fing er an zu lesen. Er begann mit dem Evangelium Matthäus. Er brauchte nicht lange zu lesen. Schon im 9. Kapitel fand er die Worte: „Sei gutes Mutes, Kind! Deine Sünden sind vergeben“. Seine Freude war groß. Was konnte Satan ihm jetzt noch anhaben? Hatte er nicht Gottes Wort selbst zur Grundlage?

„Und dieses Wort“, so schloß der Sprecher seine Ausführungen, „ist das, worauf ich seit nunmehr sechszwanzig Jahren ruhe.“

Die Ansprache machte einen tiefen Eindruck. In dem Auge manch starkherzigen Mannes sah man Tränen schimmern. Gottes Kraft offenbarte sich inmitten der Versammelten. Mehrere schienen in Wahrheit Sein Wort aufzunehmen, und alle nahmen etwas mit sich heim. Alle hatten aufs neue in eindringlicher Weise vernommen, daß es

nur Liebe war, was Gott veranlaßt hat, Seinen Sohn zu geben, ferner, daß, wer an diesen Sohn glaubt, ewiges Leben empfängt, und drittens, daß der Gläubige sich schon in dieser Zeit der Vergebung seiner Sünden erfreuen darf.

Mein Leser! Kennst auch du diese drei Dinge, und ruhst du in dem Worte Gottes und dem Werke Jesu Christi?

Wirst du wieder zum Leben erwachen?

Während meiner Kinderzeit wohnten wir auf dem Lande. Wir hatten einen schönen Garten, an dessen Seite ein Bach floß.

Als ich eines Tages am Bache stand, kamen auf der anderen Seite zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, daher. Ich sah, wie die Kleine etwas Wasserkresse mit den Würzelchen aus der Erde zog und ins Wasser warf, und hörte sie sagen: „Die werden wieder lebendig und fangen an zu wachsen“. „Was?“ rief ihr Begleiter kopfschüttelnd, „die sollen wieder lebendig werden? Denk' doch nur: Wenn du einmal gestorben bist, wirst du dann wieder lebendig werden?“

Diese kurze Unterhaltung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich war von christlichen Eltern erzogen worden und fand es schier unbegreiflich, daß ein Junge, der wenigstens acht oder neun Jahre zählen mußte, offenbar nichts von einer Auferstehung wußte. Nachdem ich mittlerweile älter geworden bin und mich und die Menschen

besser kennen gelernt habe, wundere ich mich nicht mehr über diese Frage. Denn wie viele Menschen glauben nicht an eine Auferstehung! Heute nun möchte ich die Frage des Knaben, wenn auch in etwas anderer Form, an den Leser dieser Zeilen richten:

Wirfst du, wenn du einmal gestorben bist, wieder zum Leben erwachen?

Alle Gestorbenen werden wieder auferstehen. Die Schrift sagt: „Sintemal durch einen Menschen der Tod kam, so auch durch einen Menschen die Auferstehung der Toten“ (1. Kor. 15, 21), und an anderer Stelle: „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, Seine Stimme hören und hervorkommen werden“. (Joh. 5, 28. 29.) Alle werden also hervorkommen. Die Frage ist nur: Wozu werden sie hervorkommen: „Zur Auferstehung des Lebens“, oder „zur Auferstehung des Gerichts“?

Weiter: Wenn der Herr Jesus käme, bevor du stirbst, was würde dann aus dir werden? Du weißt vielleicht, daß Jesus zunächst zur Aufnahme der Seinigen kommen wird. Wenn Er nun heute käme für die an Ihn Glaubenden, würdest du dann mit deinen gläubigen Verwandten und Bekannten „entrückt werden“, Ihm entgegen in die Luft? Wenn nicht, was wird aus dir?

Und schließlich: Bist du für die Ewigkeit bereit, ob nun Jesus selbst kommt, oder ob Er dich durch den Tod wegnimmt?

Oder sagst du: Ich will zunächst das Leben genießen und mit der Vorbereitung für die Ewigkeit warten, bis ich alt geworden bin? Vielleicht wirst

du überhaupt nicht alt. Manche, die als Kinder Frieden fanden im Glauben an Christum, sind in ihrer Jugend von Ihm heimgesprochen worden, und viele, viele andere, die auch aufgefodert wurden, zu Jesu zu eilen, aber gleichgültig und sorglos blieben, sind in ein frühes Grab gesunken, unversöhnt mit Gott, auf ewig verloren! O da bitte ich dich, warte nicht, sei nicht gleichgültig in Bezug auf deine unsterbliche Seele! Ruhe nicht, bis auch du sagen kannst: Jesus ist mein Heiland, Er hat meine Sünden getragen, ich bin Sein auf ewig!

Wort des Lebens.

Wort des Lebens, lautre Quelle,
Die vom Himmel sich ergießt,
Frieden, Leben gibst du jedem,
Der dir Ohr und Herz erschließt;
Der sich wie die welke Blume,
Die der Sonnenbrand gebleicht,
Dürstend von dem Quellenrande
Zu der Quelle niederneigt.

Wort des Lebens, wer dich höret,
Dem versprichst du ew'ges Heil,
Gibst es dem, der dich bewahret;
Hier schon ist's sein sichres Teil.
O so wohn' in meinem Herzen,
Teures, ew'ges Gotteswort!
Licht und Kraft schenkst du auf Erden
Und die ew'ge Krone dort.

Nach Spitta.

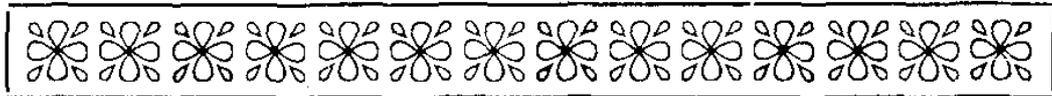


„Du tust Deine Hand auf.“

„**J**ehova, unser Herr, wie herrlich ist Dein Name auf der ganzen Erde!“ So möchte man wohl mit dem Psalmisten ausrufen beim Betrachten einer Landschaft, wie unser Bild sie zeigt. Dabei bietet diese Landschaft keine großartigen Szenerieen, wie das Hochgebirge sie hat, noch weist sie die Üppigkeit der Tropen auf. Und dennoch, welch ein köstlicher, herzerquickender Anblick! Dieser gewaltige Baumriese im Vordergrund in der Pracht seiner Äste und der unzähligen Blätter, der grüne Wald, der den Berg im Hintergrund bedeckt, der stille Weiher, und darin die friedliche Herde, die in dem frischen Wasser ihren Durst löscht und zugleich ein kühlendes Bad nimmt! Wie drängt es einen beim Anblick solch ländlichen Stillebens, die Unruhe der Stadt mit dem geräuschvollen Treiben der Menschen, mit den Aufregungen unserer Tage fliehen und sich zurückziehen zu können in die Stille der Wälder, zur Erfrischung des Leibes sowohl wie zur Erquickung der Seele!

Ach, wohin hat die Sünde geführt, welche Verheerungen und Beschwerden hat sie gebracht! Hätte der Mensch sich bewahrt in der Unschuld, in der Gott ihn einst schuf, dann gäbe es heute kein Jagen und Rennen nach irdischem Gut, keine erbitterten Kämpfe ums Dasein, kein gegenseitiges sich Zerreiben und Zerfleischen; es gäbe auch weder Armut noch Krankheit. Die Erde wäre voll der Güte des Herrn, und jeder würde glücklich und in Frieden leben unter Seinem Schatten. Die Sünde ist es, die alles verdorben hat. Sie hat ebensowohl die Kraft und Gesundheit des Menschen zerrüttet, wie sie seine Gesinnung verderbt hat. Sie hat auch die ganze Schöpfung in ihren Bann gezogen, sodaß alles seufzt. Auch die Tierwelt muß mit leiden unter dem Zustand, den die Sünde des Menschen geschaffen hat. Auch hier finden wir das gleiche Bild von Kämpfen und Morden, von Krankheit, Angst und Weh.

Dieser Zustand wird sich deshalb auch nicht eher ändern, als bis die Erde befreit ist von der Knechtschaft der Sünde. Wer ohne diese Befreiung auf eine Besserung der Verhältnisse und eine Veredlung des Menschengeschlechts wartet, wartet vergeblich. Wohl mag die gegenwärtige Not einer gewissen Erleichterung weichen, wie die Verhältnisse in anderen Ländern ohnehin ja ganz verschieden sind von den unsrigen; aber eine durchgreifende Änderung wird nicht eher eintreten, als bis das oben Gesagte sich erfüllt hat. Gottes Wort spricht so klar wie möglich über diesen Punkt. Es teilt uns mit, daß für den gegenwärtigen Zeitlauf, und vor allem für das Ende desselben, schwere Zeiten



zu erwarten seien, und es beschreibt diese Zeiten mit Worten, die sich heute schon bewahrheiten. Es sagt, die Menschen würden „eigenliebig sein, geldliebend, prahlerisch, hochmütig, Lasterer, den Eltern ungehorsam, undankbar, unversöhnlich, Verleumder, unenthaltlich, aufgeblasen, mehr das Vergnügen liebend als Gott usw.“ Es spricht aber auch noch von schweren Zeiten anderer Art. Es sagt Kriege, Hungernöte, Seuchen und Erdbeben voraus, und schließlich eine „Drangsal, dergleichen von Anfang der Welt bis jekthin nicht gewesen ist, noch je sein wird“. (Matth. 24, 21.) Diese Drangsal ist noch nicht eingetreten. Sie steht den Bewohnern dieser Erde noch bevor. Ist dann schließlich auch diese Drangsalzeit beendet, über die wir in dem Buche der Offenbarung Näheres lesen, so werden die Menschen „den Sohn des Menschen kommen sehen auf den Wolken des Himmels mit Macht und großer Herrlichkeit“. (Matth. 24, 30.) Jesus Christus, der Menschensohn, der einst in Niedrigkeit auf Erden wandelte, der sich von den Menschen verhöhnern, mißhandeln und am Ende ans Kreuz schlagen ließ, wird, begleitet von den himmlischen Kriegsheeren, zum zweitenmal auf dieser Erde erscheinen, aber diesmal nicht in Demut und Niedrigkeit, sondern als Der, dessen Augen eine Feuerflamme sind, und der auf Seinem Haupte viele Diademe trägt. Er wird kommen, um selbst Gericht auszuüben, und niemand wird vor Ihm bestehen. Alle Argernisse wird Er aus Seinem Reiche zusammenlesen lassen und die das Geschloße tun. Und aller Teil wird der Feuersee sein. (Vergl. Matth. 13, 41. 42.)

Dann aber, nach dieser Säuberung, wird eine neue Zeit für die Erde anbrechen, eine Zeit nie geahnter Herrlichkeit und Schönheit. Das was den Israeliten von den Zeiten der Väter her verheißen worden ist, wird sich in herrlichster Weise erfüllen, und durch Israel werden alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden. In jenen Tagen der gesegneten Zeit des sogenannten Tausendjährigen Reiches werden die Menschen in Frieden untereinander wohnen, und „Wolf und Lamm werden beisammen weiden“. Verhältnisse werden dann auf Erden sein, so köstlich schön, wie die kühnste Phantasie sie nicht zu ersinnen vermöchte. Dann wird ein Bild, wie das unsrige, keine Ausnahme mehr bilden, sondern die ganze Erde wird voll sein der Herrlichkeit des Herrn, und alles Sichtbare, ob Berg und Flur, Baum und Strauch, Vieh und Gebügel, wird einstimmen in das Lob des Herrn der Herren. Auch dann wird die Sünde freilich noch nicht völlig hinweggetan sein. Wir lesen im Propheten Jesajas, daß der Sünder in jener Zeit „als Hundertjähriger verflucht werden“ wird. (Vies Jes. 65, 20—25.) Aber Sünde und Unglaube werden nicht mehr frech ihr Haupt erheben. Satan wird gebunden sein, und Gerechtigkeit wird herrschen.

Mein Leser! Was ich da sage, ist die Wahrheit, mag es dem Verstand noch so unglaublich erscheinen, denn Gottes Wort sagt es. Daß es heute noch so völlig anders auf Erden aussieht, daran ist, wie ich bereits bemerkte, einzig und allein die Sünde schuld, wie es andererseits lediglich der Gnade Gottes zu verdanken ist, daß nicht schon längst Sein Gericht die durch die

Sünde verderbte Erde und die böse, schuldige Menschheit auf ihr getroffen hat. Es ist Gottes Gnade und Langmut, daß es auf Erden selbst heute, inmitten des Abfalls und der Bosheit der Menschen, noch so manches Schöne gibt, Gottes Gnade, daß Er heute noch Seine Hand austut und alles Lebendige sättigt. (Vergl. Ps. 145, 16.) Der Mensch, dieses verderbte Geschöpf, hat es wahrlich nicht verdient, daß Gott noch immer Sonnenschein und Regen sendet, um aus der Erde das aufsprossen zu lassen, was er zum Leben bedarf. Aber weil Gott gütig und langmütig ist, hat Er den Menschen noch nicht umkommen lassen. Ja, mehr noch. Gott ist nicht nur bis heute ein Erhalter aller Menschen geblieben, Er ist auch „allen nahe, die Ihn anrufen“. Das sagt uns der gleiche Psalm, der von der Sättigung alles Lebendigen berichtet.

Gott ist einst der ganzen Welt nahe getreten in Seinem geliebten Sohne. Aber die Welt hat Christum gekreuzigt und damit bewiesen, daß sie von Gott nichts wissen will. Doch Gott hat sich dadurch nicht abhalten lassen, Seinen Gnadenratschluß auszuführen. Der Welt als solcher kann Er jetzt nicht mehr nahetreten, (sie hat Seine Gnade endgültig verworfen,) aber dem einzelnen Menschen geht Er nach, und wer sich von Ihm finden läßt, zu dem tritt Er in ein Verhältnis persönlicher Vertraulichkeit. Auf den häuft Er die Schätze Seiner Gnade in einer Weise, die allen Verstand übersteigt, und deren Größe gegenüber alle Seine anderen Gnadenbeweise weit zurücktreten. Den Menschen, der im Bewußtsein seiner Schuld Gott um Gnade anfleht, und der im Glauben

Jesum Christum, den Gestorbenen und Auferstandenen, als seinen Heiland annimmt, den bekleidet Gott mit dem Kleide Seiner eigenen Gerechtigkeit, nimmt ihn als Sein Kind an und bestimmt ihn zum Teilhaber an Christi Herrlichkeit; für den sind Dinge bestimmt und werden in den Himmeln aufbewahrt, die kein menschliches Herz ersinnen kann. Er ist, mit einem Wort, „ein Erbe Gottes und ein Miterbe Christi“.

Hierauf möchte ich dich besonders aufmerksam machen, mein lieber Leser. Gottes Gnadenbeweise hast du schon mannigfach erfahren. Wie aber stehst du zu dieser großen Gnade Gottes, der heilbringenden Gnade? Von der Beantwortung dieser Frage hängt, wie du bereits hörtest, nicht weniger als deine ewige Glückseligkeit ab, und ich bitte dich, gehe nicht achtlos an dieser Gnade des Heiland-Gottes vorüber! Wer sie verschmäht, für den gibt es nur noch Gericht, die Schrecken der ewigen Verdammnis. O denke an das Wort, auf das du schon kurz hingewiesen worden bist: „Sie werden aus Seinem Reiche alle Ürgernisse zusammengesetzt und die das Gesetzlose tun; und sie werden sie in den Feueröfen werfen: da wird sein das Weinen und das Zähneknirschen“.

Des alten Gefängniswärters Befehlung.

Gelegentlich einer Verfolgung wurde u. a. der wegen seiner Gottesfurcht und Treue bekannte Pfarrer Richard Thomsen ins Gefängnis geworfen.

Man sperrte ihn in eine feuchte, finstere Zelle. Ein schon bejahrter Gefängniswärter brachte ihn an Ort und Stelle. Als jener seine Pflicht getan hatte, entfernte er sich langsam. An der Pforte tat er noch einen Blick zurück auf seinen Gefangenen. Er stutzte. Sein an die Finsternis gewöhntes Auge sah was er noch nie gesehen hatte: er schaute in ein vor innerer Freude verklärtes Antlitz.

Bersunken in Gedanken, wie sie ihm nie gekommen waren, verließ er die Zelle. „Was macht die Christen so glücklich in ihrer Trübsal?“ mußte er sich fragen. „Sie murren und klagen nicht, sondern sind still und geduldig. Sie sind dankbar für den geringsten Dienst. Ihr Angesicht ist voll Friede und mahnt an den Himmel. Was sie reden, hat einen tiefen Sinn. Sie sind in jeder Beziehung anders wie andere Leute. Ich bin grau geworden in meinem Dienst und habe Gefangene aller Art gesehen. Viele haben getobt und geflucht, viele getrotzt, viele gleichgültig und stumpfsinnig geschwiegen. Manche haben auch geschmeichelt und mich durch Geschenke bestechen wollen. Nichts hat dieses alte Herz gerührt, nichts hat es weich gemacht. Aber diese Art Christen, die tun's mir an, die machen die alten, harten Augen weinen.“

Das ungefähr waren des alten Willy Gedanken, als er einsam mit der Laterne und dem rasseln- den Schlüsselbund durch die niedrigen unterirdischen Gänge schritt und den Gefangenen ihr lärgliches Mahl brachte.

Tage und Wochen gingen dahin. Thomsen lag krank in seiner Zelle. Die feuchte Kerkerluft hatte ihn aufs Lager geworfen.

Er war nicht mehr der glaubensstarke Mann, der er im Anfang seiner Gefangenschaft gewesen war. Zwar war er nicht irre geworden an seinem Gott, aber tiefe Trauer hatte sich seiner Seele bemächtigt. Er empfand nichts mehr von der „unaussprechlichen Freude“, die er genossen hatte, als man ihn um seines geliebten Herrn willen ins Gefängnis warf. Der Glaubensblick war durch die widrigen Umstände, durch Ungewißheit und körperliche Schwachheit getrübt worden. Er fühlte selbst, daß es so nicht richtig war, und er harrte auf einen Sonnenstrahl von seinem Gott. An einem Sonntagmorgen flehte er ganz besonders, daß Er ihm den kostbaren Genuß Seiner seligen Nähe und Gemeinschaft aufs neue schenken möchte. Zum Schluß betete er: „Herr, gib mir ein Lied, damit ich dich loben darf! Laß mich einstimmen können in den Lobgesang deiner streitenden Gemeinde!“

Da wurde es still in der Seele des zagenden Knechtes Gottes, und wie er das Auge hob, fiel durch das kleine Zellenfenster eben ein schwacher Strahl der Morgensonne und erhellte mit zartem Schein das finstere Gemach. Es war nicht viel, aber es war genug. Der Strahl schien dem Knechte Gottes eine Antwort auf sein Gebet. Die Liebe seines Vaters droben erstrahlte ihm aufs neue. Er sah im Geist seinen Herrn, dessen Tag eben angebrochen war, am Kreuze hängen und hörte den erschütternden Schrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Er sah hinein in die Tiefe Seines göttlichen Erbarmens und das wunderbare Geheimnis Seines Erlösungswerkes, und da konnte er nicht anders, er begann zu singen:

Wollt ihr wissen, was mein Preis?
 Wollt ihr lernen, was ich weiß?
 Wollt ihr sehn mein Eigentum?
 Wollt ihr wissen, was mein Ruhm:
 Jesus, der Gefreuzigte!

Das Lied hatte sechs Strophen; er sang sie alle, und tiefe Freude erfüllte dabei sein Herz.

Als des anderen Tages der Morgen graute, wurde unserem Gefangenen seine Freilassung mitgeteilt. Wie diese Freilassung bewirkt worden war, ist ihm nie zu Ohren gekommen. Doch das war ihm auch nicht das Wichtige. Ihm genügte die Gewißheit: Das hat der Herr getan! Mit bewegtem Herzen verließ er den Ort, wo sein Gott ihn so wunderbar gestärkt hatte.

Mit einem stummen Händedruck verabschiedete sich der Gefängniswärter. Der Pfarrer aber sprach: „Der Herr segne Euch, Euch und Eure Kinder, und sei selbst Euer sehr großer Lohn!“

Jahre waren vergangen. Die Gläubigen durften wieder ungestört ihrem Gott dienen, und der Segen, der aus großer Trübsal quillt, ruhte auf ihnen.

Da geschah es einmal, daß Thomsen durch eine Straße seiner Vaterstadt ging. Plötzlich hörte er aus einem Hause Gesang. Er stand still und lauschte. Es waren die Worte des ihm so gut bekannten Liedes, das er an jenem unvergeßlichen Morgen in der feuchten Gefängniszelle gesungen hatte. Worte und Melodie weckten mit Macht die Erinnerung an jene ernste und doch so gesegnete Zeit, die jetzt schon viele Jahre zurücklag. Es zog ihn hinein ins Innere des Hauses und in den

Kreis der Sänger. Er fand eine Familie um Gottes Wort versammelt zu gemeinsamer Andacht.

„Erlaubt mir, daß ich Eurer Andacht beiwohne!“ bat Thomsen den Hausvater, nachdem er seinen Namen genannt und kurz den Grund seines Eintretens mitgeteilt hatte. Die Erlaubnis wurde ihm gern gewährt.

Während des Lesens betrachtete der Pfarrer das Gesicht des Familienhauptes, und es kam ihm vor, als ob er es schon einmal, wenn auch älter, gesehen habe.

„Sagt mir, lieber Freund, wer hat Euch denn jenes Lied gelehrt, das Ihr vorhin gesungen habt?“ fragte er, nachdem die Andacht zu Ende war.

„Es ist ein Erbteil meines Vaters“, lautete der Bescheid, „und es ist eine Weckstimme geworden, die mich und meine ganze Familie zum Heiland geführt hat. Wenn Sie wollen, will ich Ihnen die Geschichte erzählen.“

Thomsen nickte, und der Hausvater fuhr fort: „Mein Vater war Gefängniswärter. Als solcher hat er auch die schweren Verfolgungszeiten mitgemacht, was ihm, nebenbei bemerkt, sauer genug geworden ist. Da hörte er eines Sonntagmorgens in aller Frühe von einem Gefangenen dieses Lied singen. Es drang ihm ins Herz, und er konnte es nicht vergessen. Der Gefangene, ein frommer Pfarrer, mußte es ihm aufschreiben. Ich war damals noch jung, aber ich weiß noch, wie wenn es heute wäre, wie er uns unter Tränen das Lied vorlas und dann sagte: „Kinder, der Gekreuzigte war uns bisher fremd. Er soll es nicht bleiben. Wir wollen beten, daß Er sich unser erbarme.“

Von diesem Tage an ist in unserem Hause gebetet worden, und Friede und Freude haben ihren Einzug bei uns gehalten.

„Mein Vater ist längst heimgegangen. Sein letztes Wort war:

„Jesus, der Gefreuzigte!“

„Sein Segen ruht auf seinen Kindern. Wir haben alle den Herrn gefunden. Gelobt sei Er!“

Wie erglänzte während dieser Erzählung das Antlitz des alten Streiters Christi!

„O du wunderbarer Gott!“ rief er jetzt. „Du bist wahrlich ein Vergelter. Gelobt sei dein Name! Vernehmt denn, liebe Freunde: Euer Vater, der alte Willy, war mein Wärter, und ich bin jener Pfarrer. Und nun seid mir von Herzen gegrüßt im Namen Eures Vaters, der mein Wohltäter war, und im Namen Jesu, des Gefreuzigten!“

Damit schüttelte er dem erstaunten Vater und allen Anwesenden die Hand, und miteinander feierten sie einige Augenblicke des Dankes und himmlischer Freude.

Gnädig und heilig.

Im Osten der Vereinigten Staaten von Nordamerika lebte ein vermögender Mann. Er hatte eine christliche Erziehung genossen, hatte sich aber ganz in der Welt verloren, ja, er war so weit gekommen, daß er behauptete, man könne leben, wie man wolle; die ewige Seligkeit werde einem auf keinen Fall entgehen, denn dazu sei Gott viel

zu gnädig. Seine Frau, seine fünf Töchter und zwei Söhne, die alle schon erwachsen waren, wetteiferten miteinander in glänzendem Auftreten und üppigem Leben, und der Vater sah es gern.

Mittlerweile war der Mann in die Jahre gekommen, in denen eine wirkliche Herzensänderung zu den Seltenheiten gehört. Da ergriff ihn plötzlich die Hand des Herrn. Ein Gefühl, daß er ein Sünder, und daß Gott heilig sei, kam über ihn, und tiefe Unruhe bemächtigte sich seiner Seele. Der äußere Anlaß war folgender:

Auf seinem Gut wurde eine Scheune ausgebeffert, und der alte Herr stand dabei und beaufsichtigte die Arbeit. Da trat der Zimmermann, ein junger, leichtfertiger Gesell, an ihn heran und fragte: „Herr N., was soll ich mit diesen Schindeln anfangen? Sie sind zu nichts mehr nütze!“

„So wirf sie zum Teufel!“ antwortete N.

„Warum nicht gar?“ erwiderte lachend der Zimmermann. „Was sollte der Teufel mit den Schindeln anfangen?“

Dieses Wort fiel dem Alten auf die Seele. Daß er dem jungen Mann Anlaß zu seinem leichtfertigen Scherz gegeben hatte, erschien ihm strafwürdig. Sein Gewissen wachte auf, und nachdem das einmal geschehen war, ertönte eine anklagende Stimme nach der anderen in seinem Innern. Unzählige verkehrte Dinge kamen ihm mit einemmal ins Gedächtnis. Sein Fluchen, sein oft zorniges Schelten, sein weltliches, gottloses Reden fiel ihm, eins nach dem anderen, ein; er begann dies alles im Lichte des heiligen Gottes zu sehen, und zentnerschwer legte es sich auf ihn. Mehrere Wochen

schlich er elend umher. Aber zu stolz, um seine innere Not irgend jemand zu gestehen, verschloß er alles in sich. Der Zustand wurde auf die Dauer schier unerträglich. Seine Gesundheit begann darunter zu wanken. Der Arzt, der nicht wußte, wie er diese merkwürdige Krankheit erklären sollte, riet zu einer Reise. N. trat die Reise an, kehrte aber elender zurück, als er gegangen war. Beinahe erdrückt von seiner Last, ging er eines Sonntags zur Kirche. Und da, während der Predigt, brach das Eis seines Herzens. Die Nacht wurde Tag, die Finsternis Licht. Er wurde in Wahrheit „aus der Finsternis zu Gottes wunderbarem Licht berufen“. Die Seele atmete Himmelsluft und schwamm in dem Meere der alles vergebenden, alles belebenden Liebe Jesu. Gottes wunderbares Werk kam ihm zum Bewußtsein: die göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit befriedigt in dem Opfer des dahingegebenen Sohnes. Hingerissen von dieser plötzlichen Umwandlung seines Innern, stand er unwillkürlich mitten in der Kirche auf. Der Überschwang der Freude ließ ihn nicht sitzen bleiben. Raum vermochte er zu schweigen. Unbeschreiblicher Friede war bei ihm eingelehrt an Stelle quälender Fragen und bitterer Selbstvorwürfe, selige Gewißheit an Stelle banger Erwartungen. Als eine neue Schöpfung kehrte er nach Hause und zu den Seinen zurück.

Nun hieß es in ihm: „Du mußt jetzt Zeugnis ablegen, mußt vor allem fortan mit deiner un-
bekehrten Frau, mit deinen Kindern und Dienstboten Morgen- und Abendandacht halten!“

„Jawohl“, antwortete eine andere Stimme, „morgen früh soll der Anfang gemacht werden.“

Aber als der Morgen kam, da gab es der Geschäfte, des Lärms und der Unruhe so viel, auch waren seine Schüchternheit und Menschenfurcht so groß, daß das Gebet unterblieb und auf den Abend verschoben wurde. Aber am Abend war es nicht anders, und am nächsten Morgen dergleichen. Da überfiel unseren N. eine solche Finsternis, daß nicht nur, wie er sich ausdrückte, das Licht des Antlitzes Gottes seiner Seele nicht mehr schien, sondern daß es auch dunkel wurde vor seinen leiblichen Augen. „O mein Gott!“ dachte er, „wie kann ich jetzt vor meinen Leuten beten, da ich im vollen Genuß deiner Gnade zu untüchtig dazu war! Ach, hätte ich doch sogleich damit angefangen!“

Er wollte nun warten, bis es wieder lichter in ihm würde, aber es wurde nicht lichter, sondern immer finsterner. Seine Not nahm täglich zu. Wie sollte er aus diesem Zustande wieder herauskommen? Er rief zu Gott um Hilfe, und schließlich wurde es ihm klar, daß ein weiteres Warten auf Licht ihm nicht helfen würde. Er mußte auf Gott vertrauen auch in der Finsternis. „Kannst du auch nicht aus dem vollen Quell des gegenwärtigen geistlichen Genusses schöpfen“, hieß es in seinem Innern, „so darfst du dich doch an den Anker des Glaubens klammern. Gott wird dich nicht verlassen. Wohl magst du vor den Deinigen zuschanden werden mit deinem Gestammel, aber der Herr wird sich dazu bekennen. Warte mit deinem Gebet nicht auf Licht! Das Licht wartet auf dein Gebet. Darum fange heute damit an, tue es jetzt!“

Es war schon späte Abendstunde, als er solches in seinem Herzen erwog. Seine Töchter waren

bereits zu Bett gegangen, und er war mit seiner Frau allein. Von Angst und Unruhe getrieben, schritt er rastlos im Zimmer auf und ab. Der Frau fiel die Aufregung ihres Mannes auf.

„Was ist dir denn schon wieder?“ fragte sie.

„Frau, wir müssen regelmäßig Andacht in unserem Hause halten“, stieß er hervor. „So kann es nicht fortgehen. Ich halte es nicht länger aus.“

„Nun ja“, entgegnete sie gleichgültig. „Das kannst du ja anfangen.“

„Gut, so wollen wir gleich heute Abend den Anfang machen“, rief er.

„Das geht nicht“, meinte sie. „Die Kinder sind schon schlafen gegangen, und . . .“

„Tut nichts. Sie sollen aufstehen. Ruhe sie gleich herunter!“ sprach er entschlossen.

Die Frau rief die Familie zusammen. Einer nach dem anderen kam langsam herbei, der eine gähmend, der andere verwundert fragend, was denn los sei. Als alle beieinander waren, begann der Vater zu reden. Zunächst bekannte er sein früheres, weltliches Leben, dann erzählte er, welche große Dinge der Herr an ihm getan habe, und schließlich kam er auf seine eigentliche Absicht zu sprechen. Er erklärte, er sei nicht einmal geschickt dazu, auch nur ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen, geschweige denn zu beten; trotzdem aber fühle er die Pflicht vor Gott, regelmäßige Hausandachten einzuführen, und er sei fest entschlossen, diese seine Hausvaterpflicht zu erfüllen, koste es, was es wolle. Damit schlug er die Bibel auf und las etwas vor. Im Anschluß daran betete er. Seine Furcht und Scham waren so groß, daß er sich hinterher nicht

mehr erinnern konnte, wie und was er gebetet hatte. Aber es wurde mit einemmal wieder hell in ihm, der Friede Gottes kehrte in sein Herz zurück, und das war ihm genug. Am nächsten Morgen versammelte sich die Familie wieder zu gemeinsamer Andacht. Diesmal ging's schon leichter, und mit jedem Mal wurde es besser und lieblicher.

Es dauerte nicht lange, da machte sich der Einfluß des täglichen Lesens des Wortes und des Gebets bei der ältesten Tochter bemerkbar. Sie wurde erweckt und fand bald darauf Vergebung ihrer Sünden und Frieden in Christi Sühnungswerk. Wenige Monate später schied sie glücklichen Herzens aus dieser Welt, ein Brand aus dem Feuer gerissen.

Bei dieser einen Frucht ist es aber nicht geblieben. Noch mehrere Kinder wurden im Laufe der Zeit durch die Treue des Vaters zu Jesu Füßen geführt. Der Erzähler dieser Geschichte, der die Familie genau kennt und die Wahrheit des Gesagten verbürgt, meint sogar, alle wären bekehrt worden. Doch kann er das letztere nicht bestimmt behaupten, da die Familie später den Wohnort wechselte und weit fort zog.

Jedenfalls genügt das Berichtete, um zu zeigen, wie wichtig es ist, wenn ein gläubiger Hausvater seiner Pflicht als Priester seines Hauses treu nachkommt. Gott bekennet sich dazu und reicht das Nötige zu diesem Dienste dar, mag er auch noch so einfach sein. Treue, das ist es, was uns vor allem nottut.

Vater, bete du!

Ein hochgestellter Beamter erzählt folgendes aus seinem Leben:

Schon als junger Mann wandte ich dem Glauben völlig den Rücken, und die vielen Gebete meiner Mutter für mich schienen verloren zu sein. Ich vollendete meine Studien, wurde angestellt, verheiratete mich und verwandte viel Sorgfalt auf die Erziehung meiner Kinder.

Eines Abends sagte mir meine Frau, unser kleiner Karl sei sehr unartig gewesen. Ich tadelte ihn ernstlich und wandte mich mit finsterner Miene von ihm ab. Als er kurz darauf zu Bett gebracht wurde, lag er eine Weile ganz still, dann fing er plötzlich an laut zu schluchzen.

Ich ging zu ihm und fragte ihn, weshalb er weine. Erst konnte er kaum sprechen, dann stieß er hervor:

„Ach, Vater, die Engel!“

Erstaunt fragte ich: „Manu, was ist's damit?“

„Die Engel haben das nun aufgeschrieben — in dem lieben Gott Seinem Buch.“ Des Knaben Stimme verlor sich in krampfhaftem Schluchzen.

„Freilich haben sie das“, sagte ich. „Das kommt davon, wenn man der Mutter nicht gehorsam ist.“

„Ach, Vater, kann denn das nicht wieder aus dem Buch ausgewischt werden?“ flehte das Kind und wandte mir angstvoll sein tränenüberströmtes Gesicht zu.

Mich rührte der reuige Sünder. Ich glaubte ja selber nicht an Engel, aber ich mußte doch auf die Gedanken des Kindes eingehen.

Ich sagte also: „Ja, Karl, die böse Geschichte von deinen Unarten kann wieder ausgewischt werden. Du mußt aber zunächst den lieben Gott bitten, daß Er sie dir vergibt.“

„Ach ja, Vater“, rief der Junge, im Bett in die Höhe fahrend, „das will ich. Soll ich gleich hinknien? Das ist vielleicht das Beste.“

„Ja, mein Kind, das tu nur.“

Mit einem Satz war Karl aus dem Bett. Seine Augen leuchteten. Einen Augenblick sann er nach, dann rief er:

„Vater, ich glaube, es ist noch besser, wenn du mitkniest. Dann tut's der liebe Gott gewiß eher.“

Was sollte ich machen? Das Knien war mir ein ungewohntes Stück. Um alles in der Welt hätte ich mich so nicht vor meinen Gesinnungsgenossen sehen lassen mögen. Aber ich gehorchte und kniete an der Seite des Kindes nieder.

„Ach, Vater“, bat Karl aufs neue, „bete du für mich! Du kannst dem lieben Gott alles besser sagen.“

Wie mir zumute wurde bei diesen Worten, kann der am besten verstehen, der wie ich allen Glauben über Bord geworfen und sich seit Jahr und Tag nicht mehr um Gott, Bibel und Gebet gekümmert hat.

Doch ich folgte auch diesmal. Ich betete. Etwas ganz Unbeschreibliches ging dabei in meinem Innern vor.

Nach dem Amen standen wir auf, und Karl fragte mit einem Ernst, der mich erschütterte:

„Vater, ist das aber nun ganz gewiß ausgewischt, was von mir in dem großen Buch gestanden hat?“

„Ja, mein Kind, ganz gewiß.“

„Womit haben denn die Engel das ausgewischt? Mit einem Schwamm?“

„Nein, Karl, mit dem Blut unseres Heilands.“

Karl fiel in ein langes Stillschweigen. Schließlich wandte er seine Augen, in denen noch Tränen schimmerten, voll und ernst mir zu und sagte:

„Vater, hast du auch schon in dem großen Buch gestanden?“

„Ja, leider!“

„Und Mutter auch? Hat die auch Sünde getan?“

„Ja.“

„Aber eure Sünden sind doch auch ausgewischt, nicht?“

Ein Zittern und Beben überlief mich bei dem Examen des Kindes. Es war mir, als stände ich nicht vor meinem unmündigen Jungen, sondern vor dem Flammenauge des ewigen Richters. Leise und stockend erwiderte ich: „Ich hoffe — ja“.

Hinter mir vernahm ich unterdrücktes Weinen. Meine Frau war mir nachgegangen und hatte die ganze Unterredung mit angehört. Sie sank an meine Brust, und ich zog sie nieder auf die Kniee, und da haben wir — Vater, Mutter und Kind — zu dem gnädigen und barmherzigen Gott, der uns fremd geworden war, gerufen. Und Er hat die Verirrten um des Blutes Jesu willen in Gnaden wieder aufgenommen. Wir konnten glauben, was unser Karl schon vor uns geglaubt hatte, und die Gebete meiner Mutter waren erhört.



Bedenke dein Ende!

Die Zeit flieht hin, und immer näher
 Rückt dir die ernste Ewigkeit.
 Wird dir es wohler oder weher
 Bei solchem raschen Flug der Zeit?
 Hast du nur Seufzer, Klagen, Tränen
 Um das, was rasch vorüberfliegt,
 Und kennst dein armes Herz kein Sehnen
 Nach dem, was drüben vor dir liegt?

Empfängst du nur die Lebensäfte
 Aus dem, was diese Welt enthält,
 Und hast du nie geschmeckt die Kräfte
 Der ewigen und bessern Welt?
 Fühlst du nur heimisch dich auf Erden,
 Ist dir der Himmel fern und fremd?
 O Mensch, wie wird es endlich werden,
 Wenn Tod und Grab dies Leben hemmt?

Stell' dich auß' Ziel der Lebenstage,
 Du ach! so weit verirrter Geist!
 Stell' dich dahin, bedenk' und frage,
 Was solch ein Leben dir verheißt!
 Bald ist für dich die Zeit verflossen,
 Dein Herz steht still, dein Auge bricht,
 Das Grab ist unter dir erschlossen,
 Doch über dir der Himmel nicht.

O laß dich retten vom Verderben
 Der Sünde und der Eitelkeit,
 Such' dir ein Leben vor dem Sterben
 In dieser angenehmen Zeit!
 Nur Einer kann und will es geben,
 Er ist das Leben selbst und spricht:
 Wer an mich glaubt, wird ewig leben
 Und sieht den Tod im Tode nicht.

Spitta.



Was Gottes Gnade vermag.



ein Elternhaus stand in einem kleinen Dörfchen des lieblichen Waldeck. Wir waren zu acht Geschwistern. Unser Vater war Maurer. Trotz großer Stärke und fester Gesundheit war er nicht imstande, seine Familie zu ernähren, denn sein ganzer Verdienst wanderte bis auf den letzten Heller ins Wirtshaus. Infolgedessen war die Not bei uns oft groß. Meine arme Mutter hatte schwer daran zu tragen. Doch durch Gottes Gnade dienten Kummer und Leid ihr zu ewigem Heil. Die Not trieb sie zu Jesu. Ihr Streben war fortan darauf gerichtet, uns Kinder zur Ehre Gottes zu erziehen und sich mit uns ehrlich durchzubringen. Der Herr half ihr, ihre Absicht auszuführen. Er gab ihr Kraft, um für uns alle das tägliche Brot zu verdienen. Jede Jahreszeit brachte der Nimmermüden andere Beschäftigung. Im Winter spann und nähte sie für die Bauern, im Frühjahr half sie ihnen bei der Bestellung der Gärten, und im Sommer und Herbst bei der Ernte. Natürlich durften auch wir Kinder nicht müßig sein. Wo es ging, mußten wir mit

Hand anlegen. Nebenbei verdienten wir durch das Sammeln und den Verkauf von Beeren ein hübsches Stück Geld. Sobald wir aus der Schule kamen, ging's von Hause fort und in Stellung, damit der Haushalt kleiner würde. Mein armer Vater sank inzwischen immer tiefer. Oft genug kam es vor, daß er im Rausch alles im Hause zerschlug, sodaß meine Mutter mit uns flüchten mußte. Damals haben wir manche Nacht unter freiem Himmel zugebracht. Seine Feindschaft gegen die Kinder Gottes war groß. Erfuhr er, daß Mutter die Versammlungen der Gläubigen in unserem Dorfe besucht hatte, so schlug er sie schrecklich. Aber sie ließ sich dadurch nicht irre machen.

Bis dahin war von uns Kindern noch keins bekehrt. Als ich aber zehn Jahre alt war, schrieb eine Schwester von mir, die bei einer gläubigen Familie diente, sie habe Frieden mit Gott gefunden. Ich mußte damals noch nicht, was das bedeute; als ich aber die Freude meiner Mutter über diese Botschaft sah, dachte ich im Stillen: Wenn du einmal groß und bei fremden Leuten bist, soll Mutter sich auch über dich freuen.

Die Zeit, bei fremden Leuten zu sein, kam schneller für mich, als ich gedacht hatte. Schon mit dreizehn Jahren mußte ich die Schule verlassen und einen Dienst antreten. Wir waren in jener Zeit nur noch zu drei Kindern daheim, aber die Kräfte meiner Mutter hatten abgenommen, und es fiel ihr jetzt schwerer, für drei Kinder zu sorgen, als früher für acht.

Ich erhielt eine Stelle zur Hilfe der Hausfrau. Die Familie bewohnte ein großes Haus. Es

wären viele Kinder da. Die Leute hatten einen Laden, in welchem alles Mögliche verkauft wurde: Geware, Kleider und Eisenwaren. Es gab also Arbeit in Hülle und Fülle. Werktag und Sonntag waren eins. Verdienen, verdienen — das war die Lösung. Daß in diesem Hause nicht der Geist des Friedens herrschte, versteht sich von selbst. Ich bekam kein gutes Wort zu hören, und das Essen war schlecht. Es war eine schwere Zeit. Auf den Wunsch meiner Mutter las ich täglich etwas in meiner Bibel und fing auch den Tag mit Gebet an. Aber den Herrn kannte ich deswegen doch noch nicht, und so schlich ein Tag nach dem anderen trostlos dahin. Meine einzige Freude war, hie und da — es kam selten genug vor — nach Hause gehen und Mutter meinen Lohn bringen zu dürfen.

In dieser Zeit — ich mochte etwa ein Jahr von Hause fort sein — begann Gott ernst mit meinem Vater zu reden. Er warf ihn auf ein schweres Krankenlager. Die Krankheit brachte ihn zum Nachdenken. Er kam zu einem tiefen Bewußtsein seines verlorenen Zustandes, und nicht lange darauf fand er Vergebung seiner Sünden und Frieden im Glauben an Jesu vollbrachtes Werk. Welch eine Freude das für meine Mutter war, läßt sich nicht beschreiben. Auch äußerlich machte Gott Seine Gnade an Vater groß. Er wurde wieder gesund. Sein Wunsch war, fortan für den Herrn etwas zu sein und auch für seine Familie, die er so lang vernachlässigt hatte, zu sorgen. Da er hierzu aber in seiner bisherigen Umgebung nicht fähig zu sein glaubte, — er fürchtete den schlechten Einfluß seiner alten Freunde, — beschloßen die

Eltern, die Heimat zu verlassen und nach Westfalen zu ziehen. Meine Freude war nicht gering. Kam ich doch auf diese Weise aus dem Hause fort, in dem es mir so schlecht gefiel.

Im Januar 1891 trat ich meine zweite Stelle in der Stadt B. an, diesmal in einer gläubigen Familie. In dem gleichen Jahr verließen auch meine Eltern das Dörfchen in Waldeck und gründeten mit meinen beiden jüngsten Geschwistern ein neues Heim, in dem Gottes Friede Wohnung machte. Der Vater arbeitete fleißig; und so ungern wir Kinder früher nach Hause gegangen waren, so gern taten wir es jetzt.

In dieser Zeit lernte auch ein Bruder von mir das Glück kennen, errettet zu sein. Das gab mir einen neuen Anstoß, ernstlicher nach Frieden zu suchen. Hinzu kam, daß meine jetzige Herrschaft sich liebevoll meiner annahm und mich veranlaßte, regelmäßig die Versammlungen der Kinder Gottes mit ihnen zu besuchen. Gottes Geist fing an in meinem Herzen zu wirken. Aber Frieden fand ich nicht. Manche Fragen beschäftigten mich, aber ich war zu schüchtern, sie auszusprechen und um Beantwortung derselben zu bitten. Mit der Zeit wurde ich tief unglücklich. Aber ich ließ mir nichts merken. Kein Mensch sollte ahnen, was in meinem Innern vorging.

Eines Sonntags wurde in der Versammlung über das Gleichnis vom verlorenen Sohn gesprochen. Ich hörte und verstand alles, aber mein Herz vermochte nichts aufzunehmen.

In der Woche, die auf diesen Sonntag folgte, kam eine alte gläubige Frau in unser Haus. Sie

war bei jung und alt als „Großmutter“ bekannt. Jeder hatte sie lieb, und für jeden hatte sie ein freundliches Wort.

„Nun, Martha“, sagte sie zu mir, „Sonntag hab' ich dich in der Versammlung gesehen.“

„Ja“, erwiderte ich, „ich bin dagewesen.“

„Weißt du auch noch, wovon die Rede war?“

„Ja gewiß, vom verlorenen Sohn.“

„Wer ist denn der verlorene Sohn?“ forschte sie weiter.

„Das weiß ich nicht, Großmutter“, versetzte ich. „Aber ich möchte es gern wissen.“

Da sah sie mich ernst an, wies mit dem Finger auf meine Brust und sagte: „Der verlorene Sohn, das bist du“.

Über dieses Wort erschrak ich so, daß ich keinen Laut mehr über die Lippen bringen konnte, sondern die Sprecherin nur groß anstarrte.

„Ja“, wiederholte sie, „du bist der verlorene Sohn. Aber du brauchst kein verlorener Sohn zu bleiben. Wenn du so, wie der verlorene Sohn zu seinem Vater kam, zu dem Herrn Jesus gehst und Ihm deine Sünden bekennst, dann nimmt Er dich auf, gerade wie der Vater den Verlorenen aufnahm, und schenkt dir Ruhe und Frieden für dein Herz.“

„Großmutter!“ rief ich, „Frieden möchte ich so gern haben!“

„Du kannst ihn haben“, versetzte sie, „aber nur dann, wenn du mit deinen Sünden zu Jesu gehst. Du kennst doch dein sündiges Herz?“

Erstaunt blickte ich auf. „Nein“, erwiderte ich kopfschüttelnd, „ich weiß garnicht, daß ich ein sündiges Herz habe.“

„Das weißt du nicht? Nun, mein Kind, dann bete jeden Abend, wenn du zu Bett gehst: Herr Jesus, lehre mich mein sündiges Herz kennen!“

Damit endete unsere Unterhaltung, und ich habe die „Großmutter“ lange Zeit nicht mehr gesehen. Es hieß, sie sei krank und könne nicht ausgehen. Aber was ich von ihr gehört hatte, genügte. Ich folgte ihrem Rat, und siehe da, nach gar nicht langer Zeit entdeckte ich so viele und große Sünden in mir, daß ich garnicht glauben konnte, der Herr könne mich überhaupt noch annehmen. Ich wurde unglücklicher denn je. Traurig sagte ich zu mir: „Du kannst nie Frieden finden“. Dann bekam ich ein krankes Bein, mußte infolgedessen meine Stelle aufgeben, ging nach Hause und kam in ärztliche Behandlung. Vor allem wurde mir größte Ruhe verordnet. Es sah bedenklich aus mit mir. Tage-lang lag ich zu Hause allein in einem Stuhl. Mutter war im Garten beschäftigt, Vater an seiner Arbeit, und die jüngsten Kinder gingen zur Schule. Da hatte ich viel Zeit, zu lesen und zu sinnen.

Noch immer war keine Änderung in meinem Innern eingetreten. Meine Sünden schienen größer und größer zu werden; immer verderblicher erschien mir mein sündiges Herz. So lag ich wieder eines Tages traurig da. Fast mechanisch griff ich zur Bibel, die ich stets neben mir hatte. Aber was sollte ich lesen? Es nützte ja doch alles nichts. Da fiel mein Auge auf die Stelle aus dem Propheten Jesaja: „Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden“. War das nicht genug, völlig genug für mich?

Darauf schlug ich das Neue Testament auf und las die bekannten Worte aus Joh. 3, 16: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Schon oft hatte ich diese Worte gelesen, aber nie so wie dieses Mal. An diesem Tage las und glaubte ich. Ich glaubte, daß meine Sünden vergeben seien, und daß ich ewiges Leben empfangen habe. Aber der Glaube machte mich nicht glücklich. Der Tag verging wie alle vorigen. Fröhlich und gutes Mutes scharten sich am Abend die anderen um den Tisch. Nur ich war traurig. Ich mochte kaum essen. Meine Eltern meinten, es müsse wohl noch eine ernste Krankheit in mir stecken. In der Nacht lag ich lange wach. Es war ein merkwürdiger Zustand. Ich glaubte und hatte doch keinen Frieden, keine Ruhe. Um Mitternacht litt es mich nicht länger im Bett. Leise stand ich auf, kniete nieder und rief zum Herrn. Ich sagte Ihm, daß ich Ihm und Seinem Worte glaube, aber noch keinen Frieden habe. Er möge mir doch helfen und mich glücklich machen. Noch lag ich auf meinen Knien und schüttete dem Herrn mein Herz aus, da ging mit einemmal eine ebenso unerklärliche wie wunderbare Veränderung in mir vor. Kummer und Leid schwanden und machten einem seligen Glück Platz. Tiefer Friede zog in mein Herz ein. Ich konnte nur loben und danken. Am nächsten Tage machte der Feind noch einen Versuch, mich in meinen alten Zustand zurück-zuziehen. Er flüsterte mir zu: „Sag' niemand etwas! Du hast ja noch gar nicht wirklich Frieden

gefunden.“ Aufß neue ließ ich mich betören. Ich wagte nicht, meinen Eltern mitzuteilen, was ich gefunden hatte. Die Folgen blieben nicht aus. Wieder wurde ich unruhig und verzagt, wieder mußte ich den Herrn um Hilfe und um die Gnade bitten, ein offenes Bekenntnis ablegen zu können. Und wieder antwortete Er. Er lenkte meine Gedanken auf Jes. 43, 1: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“. Diese köstlichen Worte machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Von der Zeit an vermochte nichts mehr meine Gewißheit zu erschüttern. Der Herr schenkte mir auch Freude, Ihn vor meinen Eltern und Geschwistern und vor vielen anderen Menschen fröhlichen Herzens zu bekennen. O Er ist ein wunderbarer, mächtiger Herr! Alle meine Geschwister haben Ihn im Laufe der Zeit als ihren Heiland kennen und lieben gelernt. So hat Er aus einer armen, unglücklichen Familie eine reiche, glückliche Familie gemacht.

Außerlich freilich ging es durch manche Prüfungen. Im Jahre 1895 verunglückte mein Vater. Er stürzte von einem Bau und erlitt, außer mehreren Rippenbrüchen, einen Gelenkwirbel- und Schädelbruch. Ein langes und schweres Siechtum folgte. Glücklicherweise ging es mit meinem kranken Bein langsam besser, sodaß ich eine leichte Beschäftigung übernehmen konnte. In unserem Ort war ein neuer Fabrikbetrieb eingerichtet worden, in welchem auch Mädchen beschäftigt wurden. Hier erhielten wir zu drei Geschwistern leichte und angenehme Arbeit. Der Lohn war allerdings sehr gering.

Im ersten halben Jahr verdienten wir zusammen täglich noch nicht ganz drei Mark. Aber wir waren zufrieden damit, und der Herr segnete das Wenige, sodaß wir keinen Mangel litten. Vater wurde nicht wieder arbeitsfähig, aber doch so weit wiederhergestellt, daß er mit Hilfe eines Stockes gehen konnte.

Mit den Jahren stieg unser Lohn in der Fabrik so, daß wir zu unserer Freude die Eltern davon unterhalten konnten. Der Fabrikherr war gut mit uns zufrieden. Nach vier Jahren erhielten wir freie Wohnung in der Fabrik, und Vater wurde als Verwalter über die Gebäude bestellt. Doch hat er diesen Posten nicht lange versehen. Ein Jahr nach seiner Anstellung erkrankte er plötzlich schwer, und drei Tage später durfte er bereits in die ewige Ruhe eingehen. Seine letzten Worte waren: „Herr Jesus, komm!“

Ein Vierteljahr nach dem Heimgang unseres lieben Vaters wurde meine jüngere Schwester krank. Die Krankheit zog sich in die Länge, sodaß die Ärzte an ihrem Aufkommen zweifelten. Das gab wieder traurige Wochen und Monate. Doch es kam noch schlimmer.

Eines Nachmittags saß ich mit betrübttem Herzen bei meiner Arbeit. In der Fabrik wurden Zündwaren hergestellt, und ich war mit einer Zündmasse beschäftigt. Da gab es plötzlich einen furchtbaren Knall. Die Zündmasse war explodiert, und im Nu standen meine Kleider lichterloh in Flammen. Auf mein Schreien stürzten meine Mutter, der Fabrikherr und mehrere Arbeiter ins Zimmer. Halb bewußtlos war ich zusammengebrochen. Man

suchte die Flammen zu ersticken. Der sofort herbeigerufene Arzt legte einen Rotverband an, und dann schaffte man mich in einem Wagen ins Krankenhaus.

Die jetzt folgenden Monate werde ich wohl nie vergessen. Unsagbar groß waren die Schmerzen. Mehrere Wochen vergingen, ehe Mutter und Geschwister mich im Krankenhause nur besuchen durften. Mein ganzer Oberkörper war eine einzige Brandwunde. Teilweise war das Fleisch verkohlt. Und dennoch, trotz allen leiblichen Qualen, war ich glücklich in meinem Herrn. Er gab mir Kraft, den Blick auf Ihn gerichtet zu halten. In den heißesten Schmerzensstunden durfte ich Seine Hilfe und Nähe erfahren, und mit glücklichem Herzen konnte ich singen:

„Du, o Jesu, machtest alles gut!“

Biermal bin ich nach dieser Zeit noch operiert worden. An den Stellen, wo das Fleisch weggebrannt war, mußte anderes eingesetzt werden. Auch hierbei half der Herr, und Gottes Gnade erhielt mein Herz getrost.

Nach vielen Monaten konnte ich aus dem Krankenhause zu meiner lieben Mutter zurückkehren. Der Herr hatte auch für sie gesorgt und ihr durch alle Schwierigkeiten hindurchgeholfen. Wie ihre Tage, so war auch ihre Kraft gewesen. Wir erfuhren die Wahrheit des Wortes: „Jehova hält die Waise und die Witwe aufrecht“. (Ps. 146, 9.)

Jahre sind seitdem vergangen. Viele Leiden und Beschwerden sind infolge des Unglücks bei mir zurückgeblieben. Gesund bin ich nie wieder geworden. Aber in einem bin ich unterwiesen worden, nämlich abhängig zu sein vom Herrn. Dasselbe

kann ich von meiner Mutter bezeugen. An irdischem Gut ist sie arm geblieben, aber sie ist reich geworden an himmlischen Schätzen. Und was ihr das Wichtigste war: alle ihre Kinder, die sie mit so vieler Mühe auferzogen hat, haben, wie ich bereits erzählte, den Herrn Jesus als ihren Heiland gefunden.

Schaue ich jetzt auf meinen Pilgerweg zurück, so kann ich danken für die Schmerzen, die meines Herrn Hand mir auferlegt hat. Manches bleibt ja schwer zu verstehen, aber bald werde ich den Zusammenhang der Wege Gottes mit mir erfahren.

Und jetzt schon weiß ich es gewiß,
 Daß alles mir zum Besten ist,
 Weiß, daß in Kummer, Not und Leiden
 Mich nichts von Jesu Lieb' kann scheiden,
 Und daß aus Seiner Gnadenfüll'
 Der Herr mich reichlich segnen will.

Die liebe Schreiberin dieser Zeilen, die manche der Leser gekannt haben, weilt nicht mehr hienieden. Sie hat samt ihrer Mutter den Glaubensweg vollendet. Allen Schmerzen und Schwierigkeiten enthoben, ruht sie für immer bei Dem, dessen Gnade zu preisen sie auf ihrem dornenvollen Pfade nicht müde geworden ist.

Im Schlamm.

Ich hatte kürzlich Gelegenheit, mich mit einem jungen Mann über sein Seelenheil zu unterhalten, und ich suchte ihm klar zu machen, daß er sich von Natur in einem durchaus sündigen und

gottfeindlichen Zustand befinde, aus dem es nur eine Rettung gebe: den Glauben an den Herrn Jesus Christus. (Apostelg. 16, 31.) Dabei erfuhr ich, daß der junge Mann schon einmal ernst von Gott angefaßt worden war. Und zwar hatte, wie er selbst bestätigte, Gott damals seinen Leib aus einer Lage errettet, in welcher sich, bildlich gesprochen, jetzt noch seine Seele befand.

Doch lassen wir den jungen Mann selbst erzählen:

„Es war während einer der großen Schlachten an der Westfront. Wir und die Engländer waren uns ganz nahe gekommen, und im Verlauf des furchtbaren Handgranatenkampfes wurde ich schwer verwundet. Ein Splitter drang mir in die Brust, und einer riß mir die beiden Mittelfinger der rechten Hand weg. Ich verlor das Bewußtsein und kam erst abends, als der Kampf vorüber war und der Gegner sich zurückgezogen hatte, wieder zu mir. Kriechend suchte ich mich von der feindlichen Stellung, in deren Nähe ich liegen geblieben war, nach unseren Schützengräben zurückzuschleppen. Es ging meiner Wunden wegen nur sehr schwer und langsam. Plötzlich fühlte ich, wie die Erde unter mir wegbröckelte, und schon lag ich bis zur Hüfte in einem mit Schlamm gefüllten Granattrichter.

„Doch nicht genug damit. Bei dem Versuch, aus dem Morast herauszukommen, merkte ich, wie ich tiefer und tiefer in den Schlamm einsank. Zugleich fühlte ich meine letzten Kräfte schwinden. Meine Lage war eine verzweifelte. Ich schrie um Hilfe, doch als Antwort knatterten die Gewehre und krachten die Handgranaten des Feindes. Eine

furchtbare Angst befiel mich. „O Gott!“ schrie ich in meiner Todesangst, „soll ich so elendiglich umkommen? Soll mein Leben auf diese Weise enden?“ — Gab es doch noch so manches, was nicht in Ordnung war. Mein vergangenes Leben tauchte vor mir auf, und ich erkannte, daß es mir, wenn ich jetzt vor Gott hintreten würde, zum Verderben gereichen müßte. Ich erkannte mich in dieser überaus ernstesten und gefährlichen Lage als Sünder.“ — —

Mein Begleiter schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort: „Ich wurde gerettet. Meine Hilferufe bewogen ein paar Kameraden, den deutschen Graben bei Eintritt der vollen Dunkelheit zu verlassen und mich aus meiner gefährlichen Lage zu befreien.“

„Und nachdem Gott Sie so wunderbar aus Ihrer äußeren Not befreit hat, warum haben Sie sich aus dem Schlamm der Sünde, in dem Sie sich, wie Sie ja selbst erkannten, befinden, nicht auch befreien lassen?“ fragte ich.

„Ja“, antwortete er, „ich weiß wohl, daß das notwendig ist, aber ich meine immer, ich würde dadurch ein Sonderling werden. Ich hätte mich damals meiner Umgebung gegenüber (er stand vor seiner Beförderung zum Offizier) lächerlich gemacht, und Ähnliches befürchte ich auch jetzt in meiner Stellung als Beamter.“

Damit endete unsere Unterredung. Welch ein betrübendes Ende! Der junge Mann fürchtete den Spott der Welt, und anstatt den einzig richtigen Schluß aus seinem Erlebnis zu ziehen, nämlich Jesum Christum im Glauben als seinen Erretter zu ergreifen, vernachlässigte er die so große Errettung,

ja, er schlug sie aus, um sich nicht lächerlich zu machen. Wie ernst!

Dieser Mann hat manchen Gefinnungsgeoffen. Viele find, die, in ihrem Gewiffen überführt, erkannt haben, daß nur Jesus fie aus ihrem fündigen und verlorenen Zustand befreien kann; aber aus Angst, irgendwelche irdifchen Vorteile und Annehmlichkeiten zu verlieren, fträuben fie fich, die ausgeftreckte Ketterhand des Sünderheilands zu ergreifen.

Ift aber wirklich ein Verlust mit der Nachfolge Chrifti verbunden?

Hören wir, wie ein Mann darüber urteilt, deffen Ausfichten für diefes Erdenleben glänzend waren, und dem wir deshalb wohl ein richtiges Urteil zutrauen dürfen. Er fagt: „Was irgend mir Gewinn war, das habe ich um Chrifti willen für Verlust geachtet; ja, wahrlich, ich achte auch alles für Verlust wegen der Vortrefflichkeit der Erkenntnis Chrifti Jesu, meines Herrn, um deffentwillen ich alles eingebüßt habe und es für Dreck achte, auf daß ich Chriftum gewinne und in Ihm erfunden werde“. (Phil. 3, 7—9.) Viel hatte Paulus, der große Apoftel, aufgegeben, aber es fand in keinem Verhältnis zu dem Werte deffen, was er dafür eingetauscht hatte.

Dieſes Verhältnis ift auch heute noch das gleiche.

Der Befitz diefes Einen wiegt bei weitem alles auf, denn in Jesu Chriſto hat der Gläubige die Erlöfung durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum Seiner Gnade. (Eph. 1, 7.)

Was nützen alle Schätze, alle Pracht und Schönheit dieser Welt, was alle Ehre und alles Ansehen, das hienieden erlangt werden kann, der unsterblichen Seele des Menschen? Nie kann sie durch zeitliche Genüsse wirklich befriedigt und zur Ruhe gebracht werden. Nur Jesus vermag ihr Ruhe und Frieden zu geben, Er, der heute noch ruft: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. (Matth. 11, 28.) Ist aber die Seele erst in Ihm zur Ruhe gelangt, hat sie, gerechtfertigt aus Glauben, Frieden mit Gott gefunden, so werden ihr immer weitere Genüsse zu teil, immer größere Herrlichkeiten erschlossen. Sie ist dann in der Lage, vom Geiste Gottes geführt, das unermessliche Reich der Liebe Gottes zu durchwandern. Der Gläubige sucht dann nichts mehr in dieser Welt, weil er weiß, daß sie ihm in Wirklichkeit nichts zu bieten vermag; er geht nicht mehr zu ihren geborstenen Brunnen, die kein Wasser halten, hat kein Verlangen mehr, an ihren armseligen Genüssen teilzunehmen. Er hat gefunden, daß ihm ungeahnte und ungezählte Freuden, Genüsse und Segnungen zufließen aus dem lebendigen Felsen, aus Ihm, der nach vollbrachtem Werke Seinen Platz zur Rechten Gottes eingenommen hat. Mit Ihm ist er verbunden in alle Ewigkeit, und er freut sich auf den Augenblick, wo er diese Erde verlassen darf, um stets bei Ihm zu sein.

Und nun sage selbst, mein lieber Leser, der du noch nicht zu Jesu gekommen bist, um dir von Ihm Heil und Leben schenken zu lassen, glaubst du wirklich, daß ein solcher Befreiter, von dem die Schrift sagt: „Glücklich der, dessen Übertretung

vergeben, dessen Sünde zugedeckt ist!" ein Sonderling sei? — Wohl ist er abge sondert von der Welt, und er wird dem auch Ausdruck geben, dadurch daß er ihren Dingen entsagt, aber ein Sonderling, über den man mitleidig die Achseln zuckt, ist er nicht. Im Gegenteil. Er ist ein beneidenswert er Mensch. Die Freude, die er im Herzen trägt, wird nirgendwo in dieser Welt gefunden, ebensowenig wie das Glück und der Friede, die das Teil eines jeden Kindes Gottes sind, das mit dem Herrn wandelt.

Zum Schluß sei nochmals an die Errettung des jungen Mannes aus jenem Schlammloch erinnert. Bedenke, mein lieber unbefehrter Leser: Wären seine Freunde ihm nicht zur rechten Zeit zu Hilfe geeilt, er wäre elendiglich zu Grunde gegangen. Genau so aber wird es dir ergehen, wenn du dich nicht aus dem Schlamm der Sünde retten läßt. Du selbst kannst dir nicht helfen. Aus diesem Schlamm vermag nur Jesu starke Hand zu retten. Wer diese Hand nicht in Buße und Glauben ergreift, der versinkt trotz aller Anstrengungen, die er machen mag, immer tiefer, und endlich ist der Pfuhl der Hölle sein ewiges Teil!

Der herabgefallene Sack.

(Mit Titelbild.)

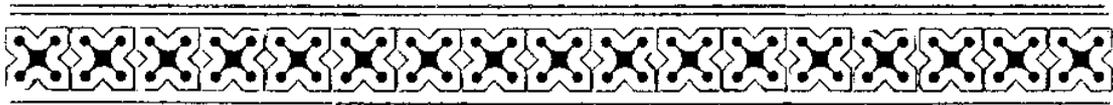
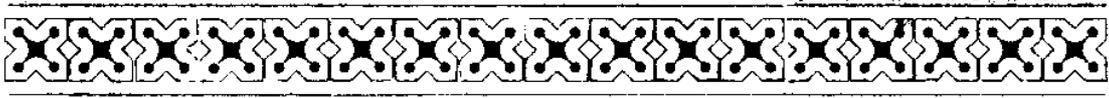
Während eines Aufenthalts auf dem Lande machte ich eines Nachmittags mit einer Freundin einen Spaziergang. Wir steckten einige Traktate zu uns und baten den Herrn, die kleinen,

anspruchlosen Blätter und Hestchen an der einen und anderen Seele segnen zu wollen. Noch nicht weit waren wir gegangen, als wir einen schweren Wagen vor uns herfahren sahen. Der Fuhrmann ging nebenher. Ich hatte sogleich das Gefühl: Dem Manne mußt du ein Hestchen geben und ihm, wenn es möglich ist, auch ein paar Worte sagen. Aber die Entfernung zwischen uns war noch ziemlich groß. In diesem Augenblick rief meine Begleiterin:

„Da liegt ja ein Sack auf der Straße! Der muß von dem Wagen da vorn gefallen sein.“

Sogleich lief sie ein Stück vorwärts und schrie, so laut sie konnte, dem Fuhrmann zu, anzuhalten. Nach einiger Zeit wurde das Rufen verstanden. Der Wagen hielt, und der Sack wurde geholt und wieder aufgeladen. Jetzt hatte ich die beste Gelegenheit, ein Gespräch mit dem Fuhrmann anzuknüpfen. Ich fand eine Seele in ihm, die wirklich des Trostes bedurfte. Erst vor kurzem hatte er seine Frau und zwei Kinder verloren. Ich wies den Mann hin auf den Einen, der allein die Leere in seinem Herzen ausfüllen und ihm hier und dort wahres Glück geben konnte; ich stellte ihm Jesum vor, der da spricht: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. Schließlich gab ich ihm einen Traktat mit der Überschrift: „Der Stellvertreter“, und bat ihn, denselben in der Stille zu lesen.

Einige Wochen nach diesem Vorfall kam ein Evangelist in das Dorf, um Vorträge zu halten, und wir gingen von Haus zu Haus, um zu den Versammlungen einzuladen. Da kam ein Fuhrwerk die Dorfstraße herab. Ich ging auf den Fuhrmann



zu, um ihn einzuladen, und wen erkannte ich zu meinem Erstaunen? Niemand anders als den Mann, dem ich vor drei Wochen den Traktat gegeben hatte. Auch er erkannte mich und sagte mit glücklichem Lächeln:

„O wie freue ich mich, Fräulein, Sie wiederzusehen! Ich kann Ihnen heute sagen, daß der Herr die kleine Schrift benutzt hat, die Sie mir damals gaben. Ich weiß jetzt, daß Jesus für mich gestorben ist. Alle meine Sünden sind vergeben durch Seinen Opfertod. Das macht mich so glücklich. Der Herr segne Sie, Fräulein!“

Wir wechselten noch einige Worte. Dann verabschiedete er sich, und wir haben uns nicht mehr wiedergesehen. Aber noch heute denke ich mit Freuden an den glücklichen Mann und danke dem Herrn für diese Begegnung.

Warum erzähle ich diese einfache Begebenheit? Zur gegenseitigen Ermunterung, doch nicht müde zu werden im Ausstreuen des guten Samens, eingedenk des gnädigen Wortes: „Seid fest, unbeweglich, allezeit überströmend in dem Werke des Herrn, da ihr wisset, daß eure Mühe nicht vergeblich ist im Herrn!“ (1. Kor. 15, 58.)

„Suchet Jehova, während Er sich
finden läßt!“

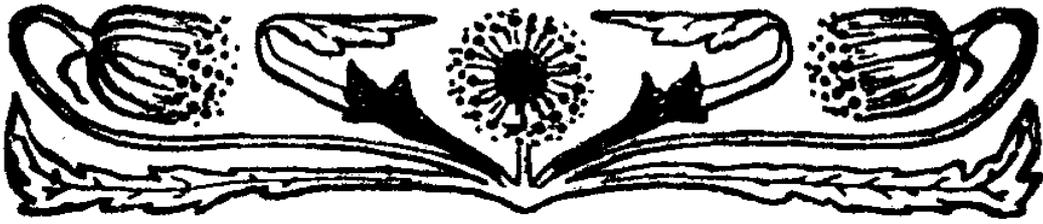
Ein Freund, der lange in japanischer Gefangenschaft war, schreibt:

Ich möchte Ihnen von einem Manne namens F. berichten, dem ich ein Wegweiser zum Herrn

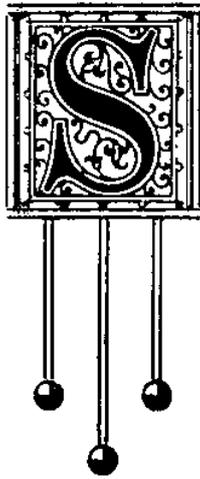
sein durfte. Schon in Tsingtau lagen wir zusammen auf einer Stube und hatten oft Unterhaltungen über religiöse Dinge. Doch zeigte er sich damals sehr abgeneigt. Er war ein sittlich hochstehender Mann, mit menschlichen Idealen, dabei natürlich auch selbstgerecht. Vor dem Kriege war er in Hongkong und vordem mehrere Jahre in Amerika tätig gewesen. Als Tsingtau gefallen war und wir in M. in Japan waren, sagte er mir eines Tages, in der letzten Zeit der Belagerung, als die Granaten einschlugen und die Gesichter blaß wurden und manche still vor sich hin beteten, die vorher über so etwas gespottet hätten, habe auch er den Ernst der Ewigkeit erkannt. Sobald er wieder freigelassen würde, wolle er ein christliches Leben anfangen. Ich sagte ihm, daß ich mich sehr über diese Absicht freue, ich müsse ihn aber auf eine große Gefahr aufmerksam machen, nämlich auf die des Aufschießens. Wenn wir Gottes Sprache verstanden hätten, so erwarte Gott von uns, daß wir sogleich antworteten. Die Schrift sage nicht umsonst: „Suchet Jehova, während Er sich finden läßt, rufet Ihn an, während Er nahe ist“. Noch manches andere sagte ich ihm, worauf er nicht viel „entgegnete“; aber er machte auch nicht Ernst.

Nach gar nicht langer Zeit war alles vergessen, und er wünschte, daß ich nicht mehr mit ihm über christliche Dinge sprechen möchte. Das tat ich denn auch nicht, umsomehr aber flehte ich für ihn zum Herrn. Einige Wochen später bekam er einen Unfall an der Kniegelenke und mußte länger als vier Wochen still liegen, in denen ich

ihn pflegte. Das rechnete er mir hoch an, zumal er sich von seinen ihm eigentlich näher stehenden Berufskollegen ziemlich vernachlässigt sah. Aber seine Stellung zum Christentum blieb unverändert. Später wurde er nierenkrank. In dieser Zeit verkehrte er viel mit mir. Er war sich der ernstesten Natur seiner Krankheit völlig bewußt. Vor ungefähr 1½ Jahren endlich brach er weinend unter seiner Not zusammen, indem er Trost bei mir suchte. Ich hielt nun die Zeit für gekommen, auf die erste Unterredung in M. zurückzukommen. Unter anderem sagte ich ihm, daß Gott immer nach dem Grundsatz mit uns Menschen handle: die Seele ist mehr wert als der Leib. Damals habe Gott ihn vergeblich in Güte zur Buße führen wollen, und jetzt sei es wiederum Gottes Liebe, die die schweren Wege einschlage, um seine Seele vom ewigen Verderben zu erretten. Er war sichtlich ergriffen. Noch oft und lange haben wir zusammen geredet. Immer mehr kam er zur Einsicht, und nach nicht langer Zeit bekannte er, sich ganz in Jesu Hände gegeben zu haben. Von da ab haben wir fast täglich Gottes Wort miteinander betrachtet, und kurz darauf wünschte er auch an unseren Zusammenkünften teilzunehmen, trotz des heißen Spottes seiner früheren Freunde. Später erzählte er mir, daß er eine Braut in Amerika habe, die auch belehrt sei, und bat mich, ihr hinsichtlich seiner Krankheit einige Trostworte zu schreiben. Ihr Antwortschreiben beweist, daß auch sie eine innig gläubige Christin ist.



Wie die alte Großmutter Frieden fand.



So möchte ich eine Begebenheit betiteln, die sich in meinem Heimort B. vor nunmehr 15 Jahren zutrug. Oft, wenn mir eine alte Mutter begegnet, denke ich an diese Großmutter zurück und kann nur die suchende Heilandsliebe preisen, die dem verlorenen Menschenkinde so lang und geduldig nachgeht, um „seine Seele zurückzuhalten von der Grube und sein Leben vom Rennen ins Geschoß“. (Hiob 33, 18.)

„Lieber Mann, geh doch einmal zu Frau S.“, so sagte meine treue Weggenossin eines Tages zu mir; „deren Mutter ist vor einigen Wochen von B. gekommen, um hier in ihrer Heimat zu sterben. Sie hat gewiß noch nicht Frieden mit Gott, und der Gedanke ist mir schrecklich, die alte Frau möchte so sterben.“

Nachdem wir gemeinsam um die Leitung des Herrn gebeten hatten, machte ich mich auf den Weg. Bald war mein Ziel erreicht. Ich stieg die knarrende Stiege eines Hinterhauses empor und betrat durch die offenstehende Tür die ärmliche,

obwohl saubere Wohnung der Frau S., einer Witwe von etwa 55 Jahren. Ihre Mutter, die gekommen war, um bei ihr zu sterben, saß ganz zusammengesunken, den von der Last der Jahre gebeugten Rücken durch Kissen gestützt, in einem Lehnstuhl.

Nachdem ich mich vorgestellt hatte, bot man mir freundlich einen Stuhl an, und bald war eine Unterhaltung angeknüpft. Die alte Großmutter erzählte ihre Lebens- und Leidensgeschichte. Es ist ja meist dasselbe Lied: hochgespannte Erwartungen dann ein Leben, von der unbarmherzigen Wirklichkeit gerüttelt und geschüttelt, voll mannigfacher Enttäuschungen, und am Ende ein Herz voll Murren und Anklagen wider Gott und die Mitmenschen. So war es auch hier. Am Schluß ihres trostlosen Berichts sagte die alte Frau in bitterem, hartem Ton: „Nun bin ich alt und morsch, zu nichts mehr brauchbar auf der Welt; aber hier, wo ich geboren bin, da will ich sterben“.

„Können Sie denn ruhig sterben?“ fragte ich jetzt, indem ich ihre Hand ergriff. „Haben Sie Frieden mit Gott? Wenn nicht, dann ist das Sterben furchtbar für Sie, denn dann müssen Sie für ewig an den Ort der Qual gehen, wo der Wurm nicht stirbt, d. h. wo das anklagende Gewissen nie zur Ruhe kommt.“

Entrüstet entzog die Alte mir die welke, zitternde Hand: „Was sagen Sie da? Ich bin 84 Jahre alt! Wie viel habe ich mit durchgemacht, wie viel die Kirche besucht! So lange meine Augen hell waren, habe ich jeden Tag in Starcks Gebetbuch gelesen und, so viel ich weiß, nichts Böses getan. Weshalb soll ich denn nicht in den Himmel kommen?“

Hier fiel die Tochter, Frau S., erregt ein: „Ich verbiete Ihnen, so mit meiner Mutter zu reden. Sehen Sie denn nicht, wie Sie die alte Frau aufregen? Aber so seid ihr Frommen alle. Wer nicht in eure Versammlungen geht, den seht ihr nicht für voll an. Ihr seid die frommen, selbstgerechten Pharisäer, und alle anderen sind arme Sünder.“

Vor Zorn und Aufregung schluchzend, verbargen die Frauen ihre Gesichter in der Schürze. Still wandte ich mich zum Herrn und bat Ihn um das rechte Wort, um diesen Seelen dienen zu können. Nach einer Pause fing ich dann an, von dem völlig verderbten Zustand des Menschen zu reden. Ich zeigte den Frauen aus Gottes Wort, daß da kein Unterschied ist, daß alle Menschen, ohne Ausnahme, gesündigt haben und die Herrlichkeit Gottes nicht erreichen. Ich sagte ihnen, daß alle Anstrengungen des Menschen, sich den Himmel zu verdienen, nutzlos seien, und daß kein Gebetbuchlesen, keine guten Werke uns den Himmel erschließen könnten. Weiter sprach ich von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, der die Sünde hasse, der zu rein sei von Augen, um Böses zu sehen, und der „Mühsal nicht anzuschauen vermöge“. (Hab. 1, 13.) Schließlich ging ich über zu der Liebe Gottes, wie sie sich in der Dahingabe Jesu, Seines geliebten Sohnes, geoffenbart hat. „„Also hat Gott die Welt geliebt,“ — auf diese kostbare Stelle wies ich besonders hin, — „daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Jesus, und nur Jesus allein, ist „der Weg, die

Wahrheit und das Leben". Nachdem ich darauf die Frauen mit herzlichen Worten gebeten hatte, ihre törichten, vorgefaßten Meinungen fahren zu lassen und zu Jesu, dem Sünderheiland, mit einem Bekenntnis ihrer Sündenschuld Zuflucht zu nehmen, schied ich, ich muß sagen, traurigen Herzens von ihnen.

Die ganze folgende Woche ließ mich der Gedanke an die alte Großmutter nicht los, und am nächsten Sonntag, es war schon spät am Nachmittag, suchte ich die Wohnung der Frau S. wieder auf. Als ich in die Küche trat, hantierte Frau S. am Herde. Sie würdigte mich kaum eines Blickes. Auf meine Frage, ob ich die Mutter sprechen könne, antwortete sie kurz: „Nein“. Da erklang durch die nur angelehnte Zimmertür die Stimme der Alten: „Herr A., sind Sie da? O kommen Sie doch zu mir! Ich habe auf Sie gewartet.“

Daß diese Worte mein Herz höher schlagen ließen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Nachdem ich Platz genommen hatte, begann die alte Frau in einem Tone, der deutlich verriet, wie sehr ihr ganzes Inneres erfüllt war von dem, was sie sagte: „Herr A., sagen Sie mir die Wahrheit! Vergibt Jesus alle Sünden, auch diejenigen, an welche ich mich nicht mehr erinnern kann? Seitdem Sie am Sonntag hier waren, hab' ich keine Ruhe mehr gehabt. Je mehr ich über Ihre Worte nachdachte, desto mehr kam mir zum Bewußtsein, daß auch ich eine Sünderin, eine große Sünderin bin. Ein so langes Leben habe ich hinter mir, so vieles habe ich getan, was böse ist in Gottes Augen. Aber mein Kopf ist so schwach. Ich habe

vieles vergessen und kann es mir nicht mehr ins Gedächtnis zurückrufen. Ich kann immer nur sagen: O Gott, sei mir, der Sünderin, gnädig!"

Tiefergriffen, und doch voller Freude, hörte ich dieses Bekenntnis, das in abgerissenen Sätzen über die Lippen der alten Frau kam. Als sie fertig war, nahm ich meine Bibel zur Hand und las ihr 1. Joh. 1, 7 vor: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde“. Ich knüpfte einige Worte an diesen Vers und las darauf einige Stellen aus dem herrlichen 53. Kapitel des Propheten Jesaja. Ein stilles Gebet stieg währenddem aus meinem Herzen zu Gott empor, Er möge doch Sein Werk, das Er in dieser Seele angefangen habe, vollenden und ihr den Frieden und die Erkenntnis des Heils schenken. Lange saß die Alte da, ohne ein Wort zu reden; aber ein Zittern und Beben ging durch die morsche Hütte. Dann auf einmal quollen dicke, schwere Tränen aus den halberblindeten Augen und rollten unaufhaltsam über die wellen, runzligen Wangen. Langsam falteten sich die zitternden Hände, und dann kam es leise über die schmalen Lippen: „Alles vergeben, alles vergeben! O Herr Jesus, ich danke Dir! Nun kann ich ruhig sterben.“

Geräuschlos erhob ich mich und ging heim, Gott lobend und preisend. Dies geschah, wie gesagt, am Sonntag. Zwei Tage später bekam ich die Nachricht, daß die alte Frau gestorben sei.

Als die irdische Hülle zur Ruhe gebettet wurde, begleitete ich sie auf ihrer letzten Fahrt und sprach auf dem Rückwege mit der Tochter, Frau S., über der Mutter Heimgang.

„Ach!“ sagte diese, „meine Mutter war die letzten Tage nicht mehr klar. Sie sprach immer nur davon, sie wisse jetzt, daß sie in den Himmel komme, und redete fast von nichts anderem als von Bekehrung.“

Ich benutzte die Gelegenheit, um mit Frau S. noch einige ernste Worte zu reden. Ob sie aber darauf geachtet und den letzten Rat ihrer Mutter befolgt hat, weiß ich nicht. Auch ihr Leib ruht schon seit Jahren in kühler Erde.

Die Blume auf dem Felsen.

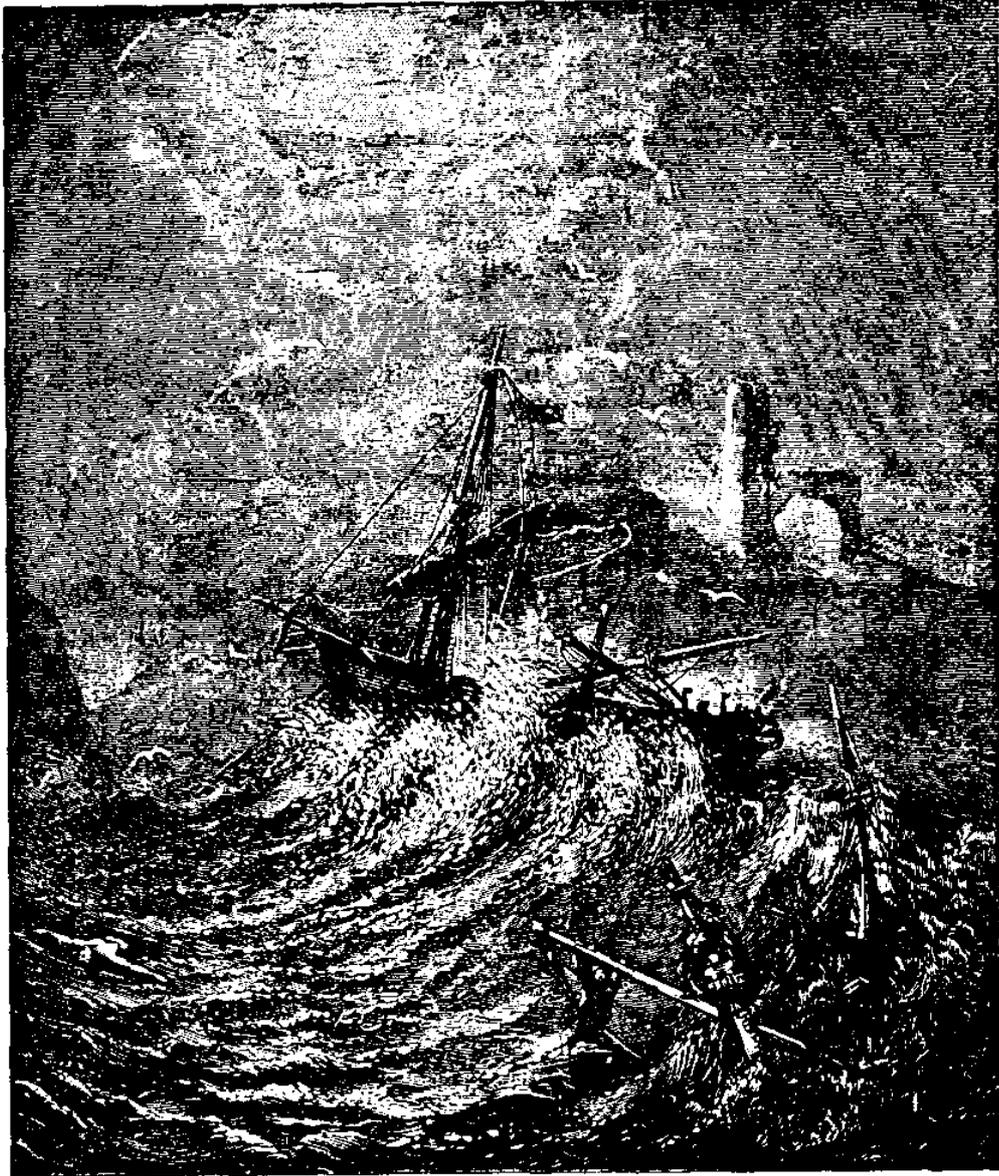
(Mit Titelbild.)

Vor einer Reihe von Jahren wütete an einer Küste, deren hochragende Felsen und Klippen schon manch gutem Fahrzeug den Untergang gebracht hatten, ein furchtbarer Sturm.

In einer Nacht vernahmen die Bewohner des Kleinen, in der Nähe liegenden Fischerdorfes, wie so oft schon, die Notzeichen eines Schiffes. Sie antworteten darauf, vermochten aber nichts weiter zu tun. Beim frühen Morgenlicht entdeckten sie einen Dampfer, der auf die Felsen getrieben worden war. Aber der Sturm war so schwer und die Küste so gefährlich, daß auch jetzt noch nichts zur Hilfe des Schiffes geschehen konnte.

Der Tag verrann. Vergeblich gab die Schiffsmannschaft immer wieder ihre Notzeichen.

Als der Abend nahte, begannen mit der steigenden Flut die Wogen über das hilflose Wrack



zu rollen. Da beschlossen die Männer, das Schiff zu verlassen und zur Küste zu schwimmen. Es war ein fast aussichtsloses Unternehmen, aber es war die letzte Hoffnung.

Wie nicht anders zu erwarten war, fand eine Anzahl der Leute in den Wellen den Tod. Zwei Mann von der Schiffsbesatzung jedoch erreichten nach hartem Ringen den Fuß einer großen, weit ins Meer hineinragenden Klippe.

Die Flut stieg schnell. Da, wo die erschöpften Männer standen, konnten sie nicht bleiben. Die Wellen würden bald ihre gierigen Arme nach ihnen ausstrecken. Ans Land zu schwimmen war ausgeschlossen, denn die Klippe sprang, wie gesagt, weit ins Meer vor, und rund um sie her rauschten und brandeten die Wasser. Die einzige Rettung für die beiden Männer bestand darin, die vor ihnen sich erhebenden hohen und steilen Felsen zu erklettern. Das taten sie denn auch. Es war ein schwieriges und gefährliches Unternehmen. Der Sturm tobte immer noch heftig, und ein falscher Tritt bedeutete Absturz in die Tiefe und sicheren Tod. Vorsichtig kletterten sie, einer hinter dem anderen, in die Höhe. Plötzlich fanden sie den Weg versperrt. Die Wand vor ihnen reckte sich senkrecht empor; nirgend fand sich ein Absatz oder Vorsprung, sodaß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Da verließ die starken Männer der Mut. Verzweifelt sandten sie ihre Blicke umher. Nach oben konnten sie nicht, und unten winkte der Tod in der kalten Flut. Die hereinbrechende Nacht erhöhte noch das Grausige der Lage.

In diesem Augenblick senkte einer der Männer das Auge auf die Felsplatte, die sie mit so viel

Mühe und Not erstiegen hatten. Ein Freudenschrei entfuhr seinen Lippen. Er hatte in einer Felspalte zu seinen Füßen ein Büschelchen Seenellen entdeckt. „Gott sei Dank!“ rief er seinem Kameraden zu, indem er auf die Blume zeigte, „wir sind in Sicherheit.“ Der Seemann wußte, daß die Blume nur da gedeihen konnte, wo die Flut nicht hinkam.

Mit welcher Freude die Schiffbrüchigen die kleinen Blümchen betrachteten, vermag nur der richtig mitzuempfinden, der selbst einmal aus ähnlicher Gefahr gerettet worden ist. Ihre Rufe hatte das Toben der Brandung verschlungen. Hilfe von seiten der Kameraden war ausgeschlossen; die meisten lebten ja nicht mehr. Aber das schwache Pflänzlein zu ihren Füßen genügte, um in jener schrecklichen Nacht, wo die Wogen sich donnernd an den Felsen brachen und sie mit weißem Gischt überschütteten, ihre Herzen hoffnungsfroh zu stimmen. Mit sinkender Flut begann auch der Sturm allmählich nachzulassen. Und noch bevor die Sonne aufgegangen war, konnte ein Boot vom Hafen aus der Stelle nahen, wo die Schiffbrüchigen sich befanden, und sie aufnehmen.

Zu meiner kleinen Erzählung noch ein kurzes Wort. Das Pflänzchen auf dem Felsen, das den beiden Männern in ihrer Todesnot die Botschaft brachte, daß sie an dieser Stelle vor den brandenden Wogen sicher waren, redet auch zu uns. Es ist ein treffendes Bild von dem ruhigen, schönen Leben eines Menschen, der in Gottes Liebe ruht, und der eben durch dieses sein Leben ein machtvolles Zeugnis für Christum ablegt. Nicht jeder Christ ist dazu berufen, das Evangelium zu verkündigen

oder sonstwie öffentlich hervorzutreten; aber allen ist gegeben, „das Wort des Lebens darzustellen“ (Phil. 2, 16), und zwar da, wo Gott den einzelnen hingestellt hat. Ein Leben der Gemeinschaft mit dem in den Himmel erhöhten Christus redet ganz von selbst von Sicherheit und Frieden angesichts der Stürme und Verwüstungen auf dem irdischen Kampfplatz. Die Kraft eines solchen Lebens wird ihre Wirkung auf den Unbekehrten nicht verfehlen. Gleich dem schwachen Pflänzlein in der Spalte jener Felsplatte ruht der Gläubige, so kraft- und wehrlos er in sich selbst sein mag, sicher auf dem Felsen der Zeitalter Jesus Christus, dessen Wort ihm die tröstliche Versicherung gibt: „In der Welt habt ihr Drangsal; aber seid gutes Mutes, ich habe die Welt überwunden“. (Joh. 16, 33.) Er ist jedem Gericht entronnen und kennt den Herrn Jesus als den Urheber und Erhalter seines Lebens, und die ständigen Ausgießungen Seiner himmlischen Gnade lassen ihn still und fröhlich gedeihen inmitten einer Umgebung, wo der Tod herrscht; zugleich steigen die Zuneigungen seines Herzens als ein lieblicher Wohlgeruch zu Dem empor, von dem und für den er lebt.

Ein solches Leben, es mag scheinbar noch so einsam und unbeachtet dahinfließen, wird seinen Einfluß nach außen hin nicht verfehlen. Und in dem Augenblick, wo die Natur hoffnungslos verzweifelt, wird es ein Zeugnis sein für die Wirklichkeit jener Sicherheit und jenes Friedens, die das Teil aller derer sind, die an den Herrn Jesus Christus glauben.

„Ich bin gut. Oder nicht?“

Eine gläubige Krankenschwester, die in einem Krankenhause tätig war, wurde zur Pflege einer Dame berufen, die mit ihrer Familie von Amerika nach Europa gekommen, hier schwer erkrankt war und nun unheilbar an einem Krebsleiden daniederlag. Es wurde der Schwester nicht leicht, dem Rufe zu folgen. Viel lieber arbeitete sie im Krankenhause, da hier der Wirkungskreis ein größerer war.

Die Kranke, der sie fortan ihre Dienste widmen sollte, schien eine freundliche, sanfte Person zu sein. Sie faßte deshalb bald Mut und begann über das Eine mit ihr zu reden, was zu wissen nottut. Doch für diese Art Unterhaltung hatte die Dame kein Interesse. Sie nahm kaum Notiz von dem Gesagten. Unsere Schwester bat den Herrn, Er möge doch der Armen die Augen öffnen, damit sie die Gefahr erkenne, in der sie sich befand, und ihre Rettung in Christo suche. Am folgenden Tage machte sie einen neuen Versuch, aber die Kranke gab in keiner Weise acht auf die Worte ihrer freundlichen Pflegerin; sie beschäftigte sich im Gegenteil sehr eingehend mit allen möglichen weltlichen Dingen.

Am Abend dieses Tages sagte der Gatte der kranken Frau zu der Schwester, die am Krankenbett saß:

„Meine Frau ist so froh, Sie um sich zu haben. Sie denkt schon mit Freuden daran, daß

Sie beide in Monatsfrist zusammen nach Amerika werden reisen können.“

Unsere Freundin schüttelte den Kopf und versetzte, in der Meinung, die Kranke sei eingeschlafen, leise:

„Ach, die arme Seele! Ich fürchte, sie wird Neu-York nicht mehr wiedersehen.“

Der Mann fuhr zusammen. Er merkte, daß seine Frau nicht schlief, und hob warnend den Finger.

Die Kranke war in der Nacht sehr unruhig. Nur zu gut hatte sie die Worte ihrer Pflegerin verstanden, und das Gehörte machte ihr viel zu schaffen. Die Schwester benutzte die Gelegenheit, um aufs neue die Leidende auf Jesum und Sein Wert hinzuweisen. Plötzlich fragte diese:

„Ich bin doch gut. Oder nicht?“

„Wissen Sie nicht, daß Sie eine Sünderin sind?“ lautete die Gegenfrage.

„Nein, das bin ich nicht, ich bin gut. Ich bin geduldig und murre nicht über mein Los. Jesus freilich hab' ich nicht lieb. Aber ich habe Ihn auch nie gesehen. Wie kann ich Ihn da lieben? Er ist nicht freundlich zu mir gewesen. Ich habe nur meinen Mann lieb und die, welche freundlich zu mir sind.“

Die arme Frau! Wie es schien, hatte ihr ungläubiger Gatte sie so mit seinen Ideen angesteckt, daß sie meinte, Jesum deswegen nicht lieben zu können, weil sie Ihn nie gesehen hatte. Sie wollte nicht glauben, daß „die Güte und die Menschenliebe unseres Heiland-Gottes erschienen ist“, indem „Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten“.

Die Schwester ließ sich durch den Widerstand der Kranken nicht abhalten, sie immer wieder auf die Notwendigkeit ihrer Errettung aufmerksam zu machen. Aber sie blieb dabei, sie sei gut.

Am folgenden Sonntag, es war morgens gegen fünf Uhr, fragte die Kranke plötzlich: „Schwester, bin ich wirklich nicht gut?“

Die Schwester antwortete: „Sie sind sehr geduldig und tragen Ihre Schmerzen mit großer Tapferkeit. Aber das ändert nichts an Ihrer Stellung als Sünderin vor Gott.“

„Ach, dann beten Sie doch für mich!“ kam es da über die blassen Lippen. Wie gern die treue Pflegerin dieser gänzlich unerwarteten Aufforderung nachkam, mag der Leser sich selbst ausmalen. Ernst und innig flehte sie zum Herrn, daß Er selbst sich dieser armen, verfinsterten Seele offenbaren und ihr Seine göttliche Liebe zeigen möge.

Nicht lange darauf fiel die Kranke in Schlaf. Als sie erwachte, fragte sie: „Schwester, sagen Sie mir ehrlich: Weshalb meinen Sie, ich würde nicht mehr nach Neu-York zurückkehren?“

Die Verlegenheit der Befragten war groß. Sie zögerte ein wenig mit der Antwort. Doch die Kranke fuhr in ihrer energischen Art fort: „Kommen Sie! Geben Sie mir schnell Antwort! Ich muß es wissen. Denn ich habe noch eine Menge zu tun, bevor ich sterbe.“

Diese Bemerkung machte der Schwester klar, was sie zu tun hatte. Mochten andere der Kranken sagen, sie würde in einem Monat gesund in ihr Heim zurückkehren können, sie hatte die Ver-

pflichtung, ihr angesichts der Ewigkeit die Wahrheit zu sagen. So antwortete sie denn:

„Ich fürchte, Sie werden nicht wieder gesund werden.“

Jetzt wandte die Kranke sich an ihren Mann mit der Frage, ob auch er glaube, daß sie sterben müsse. Er antwortete mit einem entschiedenen „Nein!“ und suchte die Schwester zu verhindern, mehr zu sagen.

Welch eine grausame Gewohnheit ist es doch, Sterbenden die Wahrheit zu verheimlichen! Und es sind nicht nur Ungläubige, die so handeln. Nur um den Sterbenden nicht zu beunruhigen, läßt man ihn lieber in eine finstere Ewigkeit dahinsinken und denkt nicht an das entsetzliche Aufwachen des Unglücklichen an dem Orte der Pein. Denn das ist das Ende. Wie steht doch in dem bekannten Gleichnis? „Es starb aber auch der Reiche und wurde begraben. Und in dem Hades seine Augen aufschlagend, als er in Qualen war“ usw.

Die Sonne hatte an diesem Tage noch nicht die Mittagshöhe erreicht, als das Befinden der Kranken bereits eine derartige Wendung zum Schlimmeren genommen hatte, daß ihr die Wahrheit unmöglich länger verborgen bleiben konnte. Sie fühlte offenbar selbst, wie es um sie stand. „Schwester!“ wandte sie sich an ihre Pflegerin, „wenn Sie eine Christin sind, dann beten Sie zu Gott, daß Er sich meiner erbarme!“ Und ungeachtet der verschiedenen Personen, die um das Bett herstanden, kniete das treue Mädchen nieder und schrie zu Gott um Gnade und Erbarmen. Die Antwort auf das ernstliche Flehen ließ nicht auf

sich warten. Eine leichte Besserung trat für den Augenblick ein, und die Sterbende sagte zu ihren Angehörigen: „Ihr alle solltet niederknien und Gott dafür danken, daß mir noch eine Gnadenfrist gewährt ist“.

Wie ganz anders war diese Sprache, als sie kurz vorher noch gelautes hatte! Aber eine noch größere Veränderung stand bevor. Die Finsternis sollte vergehen und das wahrhaftige Licht in das Herz der Sterbenden leuchten.

Als es Abend werden wollte an jenem Tage, wandte sie sich plötzlich an die Schwester mit den Worten: „Wird Gott mir vergeben? Ich bin eine Sünderin, o eine große Sünderin! Ich habe immer gemeint, ich sei gut, aber jetzt weiß ich, daß ich es nicht bin.“

Der Herr selbst hatte der Armen die Augen geöffnet. Voll tiefer Freude konnte die Schwester ihr jetzt verkündigen, daß es gerade Sünder sind, die der Herr Jesus zu suchen gekommen ist, nicht solche, die von sich sagen, sie seien gut. Lang und ernst sprach sie über den Heiland und Seine göttliche Liebe zu armen, verlorenen Sündern, bis die Kranke einschlummerte. Als sie wieder aufwachte, sagte sie: „Der Herr hat Sie zu mir gesandt. Gott segne Sie! Ich ruhe jetzt in Seiner Liebe. Sein Blut hat mich rein gewaschen.“

Kurz darauf trat ihr Sohn ins Zimmer. Sie empfing ihn mit den Worten: „Mein Junge! Deine Mutter wird sterben. Sie geht aber in den Himmel zum Herrn Jesus. Sie hat jetzt Frieden mit Gott.“

„Ach, Mama!“ antwortete er, „bei dir ist sicher alles in Ordnung. Du bist doch immer so gut gewesen.“

„Nein“, versetzte sie kopfschüttelnd; „so habe ich allerdings früher auch gedacht, aber jetzt weiß ich, daß ich beinahe verloren gegangen wäre.“

Auch mit ihrem Gatten sprach sie über Christum und bat ihn, zu Jesu zu eilen, damit er sie einst im Himmel wiederfände.

Die ganze Nacht hindurch betete sie und dankte Gott. Sie war ruhig und glücklich. Gegen Morgen sagte sie: „Welch eine glückliche Nacht habe ich gehabt! Ich liebe Jesum. Er hat so viel für mich getan!“

Ihre gläubige Mutter, die auch gekommen war, flüsterte ihr zu: „Mein liebes Kind! bald wirst du bei Jesu sein.“ Kurz darauf ging sie heim. Ihr letztes Wort war:

„Das Blut, Mutter . . .“

Damit sank sie zurück und war nicht mehr. Ja, das Blut, es hatte sie gereinigt von aller Sünde. So war ihr Ende voller Friede, nicht durch ihre eigenen Werke, sondern durch das Blut des Lammes Gottes.

Fünf kurze Tage vorher war die Krankenschwester ins Haus gekommen. Gott hatte sie zur rechten Zeit gesandt. Gehorsam war sie Seinem Rufe gefolgt, und treu hatte sie Zeugnis abgelegt von der Gnade, die sie selbst in Christo besaß. Deswegen war ihr auch das Vorrecht geworden, teilzuhaben an der „Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut“.

Gottes unendliche Liebe.

Es gibt zwei Kapitel im Worte Gottes, die ein besonders trübes Bild von dem unglücklichen Zustande des Menschen entwerfen: Im Alten Testament 1. Mose 3, im Neuen Röm. 3. Ihnen steht 1. Joh. 3 gegenüber als die kostbare, herzerquickende Schilderung der göttlichen Liebe.

In dem ersten Buche der Bibel wird uns, ach! schon sehr bald mitgeteilt, wie der Mensch ein Sklave der Sünde wurde, und wie er vertrieben werden mußte aus dem schönen Paradiese.

Der Römerbrief lenkt aufs neue unsere Aufmerksamkeit auf die Sünde. Wir finden da die Macht der Sünde, die das ganze Menschengeschlecht zu Sklaven gemacht hat. „Da ist keiner, der Gutes tue; da ist keiner, der Gott suche!“ so klingt es mit vernichtender Gewalt an des Sünders Ohr. Die ganze Welt ist dem Gericht Gottes verfallen. Und da ist kein Unterschied. Juden und Heiden stehen gleich schuldig vor dem heiligen Gott.

Und doch finden wir in 1. Joh. 3 dieselben bösen Menschen, deren Fall 1. Mose 3, und deren hoffnungslosen Zustand Röm. 3 schildert, als „Kinder Gottes“ wieder, von denen erwartet wird, daß sie „Gerechtigkeit tun“ und sich von aller Sünde reinigen. Wie ist das möglich? Woher eine so völlige Umwandlung? Haben die Menschen sich mittlerweile zu einem höheren Stand emporgearbeitet? Sind sie ein besseres Geschlecht geworden?

Keineswegs! „Was aus dem Fleische geboren ist, ist Fleisch“, so sprach der Herr Jesus einst zu Nikodemus. (Joh. 3, 6.) Und schon Jahrhunderte vorher hatte Gott durch den Mund des Propheten Jeremia gesagt: „Kann ein Mohr seine Haut wandeln, ein Bardel seine Flecken? Dann — das will sagen: Wenn das möglich wäre, dann — könntet auch ihr Gutes tun, die ihr an Bösestun gewöhnt seid. . . Ja, wenn du dich mit Natron wüschest und viel Laugensalz nähmest: schmutzig bleibt deine Ungerechtigkeit vor mir, spricht der Herr, Jehova.“ (Jer. 13, 23; 2, 22.)

Und trotz alledem redet Johannes von Menschen, die die Gerechtigkeit tun. In 1. Joh. 2, 29 heißt es: „Wenn ihr wisset, daß Er (nämlich Gott) gerecht ist, so erkennet, daß jeder, der die Gerechtigkeit tut, aus Ihm geboren ist“.

Es gibt also Menschen, die Gerechtigkeit tun, und der gleiche Vers sagt uns, wie das unmöglich Scheinende möglich geworden ist. Es gibt solche, die „aus Ihm geboren“ sind, Menschen, die demnach eine zweite Geburt durchgemacht haben. Diese Geburt hat mit der natürlichen allerdings nichts gemein. Was aus dem Fleische geboren ist, ist Fleisch. Das ist und bleibt eine unumstößliche Wahrheit. Aber es gibt eine andere Geburt, die von oben kommt. Sie geschieht vom Himmel her durch Gottes Wort und Geist, und das durch diese Geburt entstandene neue Leben steht mit seiner Quelle in Übereinstimmung. Gott ist gerecht. Deswegen heißt es von dem aus Gott Geborenen, daß er „die Gerechtigkeit tue“, und: „Wer die Gerechtigkeit tut, ist gerecht, gleichwie Er gerecht ist“.

Wie kann man denn nun aus 1. Mose 3 und Röm. 3 nach 1. Joh. 3 gelangen?

Nur auf die eine, bereits angedeutete Weise. Dazu muß man von neuem geboren werden. Eine Veredlung des aus dem Fleische Geborenen, der alten Natur, ist unmöglich. Eine völlig neue Geburt muß stattfinden, und diese neue Geburt ist ein Werk Gottes. Dazu sendet Er auch dir, teurer Leser, Sein Wort und wirkt an dir durch Seinen Geist. Du selbst hast bei dieser Sache nur eins zu tun: zu hören und im Glauben anzunehmen. Diese Verantwortlichkeit ruht auf dir: Höre und glaube! Glaube zunächst das, was Gott von dem Menschen in 1. Mose 3 und in Röm. 3 sagt. Erkenne, daß du verloren bist, und tue Buße! Dann aber blicke im Glauben hin aufs Kreuz, auf Jesus, der auch um deinetwillen dort erhöht worden ist, der das Gericht für schuldige Sünder getragen hat, damit sie auf ewig errettet werden könnten! Wenn dann durch die Annahme dieses Erlösungswerkes neues Leben dein Teil geworden ist, dann wird auch die herrliche Frucht dieses neuen Lebens in deinem Wandel offenbar werden. Du „tust die Gerechtigkeit“. Ein Leben der Gerechtigkeit ist die notwendige Folge dieser neuen Geburt und zugleich der Beweis für die Menschen, daß du aus Dem geboren bist, der gerecht ist.

Es ist ein wunderbarer Vorgang, mit dem wir es hier zu tun haben, und doch ist er so einfach. „Gleichwie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, also muß der Sohn des Menschen erhöht werden, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben

habe.“ (Joh. 3, 14. 15.) Ein Kind kann die Worte verstehen, und doch, welche Höhen und Tiefen schließen sie in sich!

Wer diesen Worten gefolgt ist und Jesum im Glauben angenommen hat, ist ein Kind Gottes geworden und darf sein Auge jetzt auf die Liebe des Vaters richten. Er ist für Zeit und Ewigkeit ein Gegenstand der unendlichen Liebe Gottes, des Vaters, und darf voll anbetender Bewunderung einstimmen in den Ruf des Apostels: „Sehet, welche eine Liebe uns der Vater gegeben hat, daß wir Kinder Gottes heißen sollen! . . . Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes!“

Klingt das nicht wie ein Triumphgesang aus dem Munde des greisen Dieners Christi, nachdem er über die Geburt aus Gott gesprochen hat? Welch eine Liebe erblickte sein Auge, erblicken wir!

Ja, einst wird vor aller Augen offenbar werden, wie lieb der Vater Seine Kinder hat. Das wird dann der Fall sein, wenn die Erlösten mit Jesu in der Herrlichkeit des Himmels erscheinen werden.

„Und die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben, . . . auf daß die Welt erkenne, daß du mich gesandt und sie geliebt hast, gleichwie du mich geliebt hast“, so lautete eines der letzten Worte aus dem Munde des Erlösers selbst, kurz bevor Er ans Kreuz ging.

Welch eine wunderbare Liebe hat Gott an Sündern erwiesen!

Er will sie nicht nur reinigen von ihren Sünden und ihre Seele vom ewigen Tode erlösen, nein, Er will sie auch zu Seinen geliebten Kindern

machen und schließlich noch dem Bilde Seines Sohnes gleichgestalten. Wenn Jesus erscheint, werden die Seinigen mit Ihm offenbar werden in Herrlichkeit; sie werden in alle Ewigkeit Ihn sehen, wie Er ist, und Ihm gleich sein. (1. Joh. 3, 2.)

Hatten wir nicht recht, wenn wir im Anfang von 1. Joh. 3 sprachen als von der kostbaren, herzerquickenden Schilderung der göttlichen Liebe? O mein Leser, es ist herrlich, diese Liebe zu kennen und zu genießen. Deshalb bitte ich dich, wende dich zu Gott, wenn du noch nicht erlöst bist, und glaube an den Herrn Jesus! Dann wird Gottes unendliche Liebe auch dein persönlicher Besitz werden.

Das Ende des Kampfes.

„Still!“ sagte die Mutter eines jungen sterbenden Offiziers — sie war ein echtes Kind dieser Welt. „Still! Er redet irre. Er denkt, er sei in der Schlacht.“

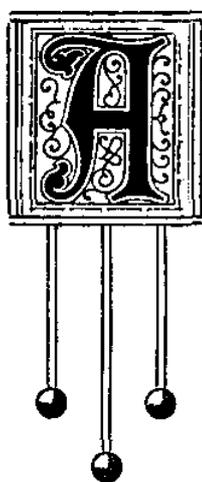
Aber der Himmel lauschte in heiliger Freude, als der junge Kriegsmann seine letzten Worte sprach:

„An die Front! An die Front! Mein Hirte zieht voran. Höher! höher! höher!“

Dann gab der mächtige Führer, den der Krieger so gut kannte, Seinen Befehl: „Komm hier herauf!“ — und er war nicht mehr.



Religion und Christus.



Auf einer Reise stieg ein katholischer Priester in mein Abteil und setzte sich mir gerade gegenüber. Die Begegnung war mir angenehm. Schon lange hatte ich mir eine Unterredung mit einem solchen Manne gewünscht. Ich benutzte deshalb die Gelegenheit und begann ohne weitere Umschweife:

„Mein Herr, dürfte ich eine Frage an Sie richten? Mich beschäftigt nämlich oft eine Sache, über die ich gern Aufklärung hätte.“

„Es soll mir ein besonderes Vergnügen sein, Ihnen nach bestem Wissen Auskunft zu geben“, lautete die höfliche Antwort.

„Nun“, fuhr ich fort, „ich weiß nicht, ob ich recht unterrichtet bin; aber wenn man mir die Wahrheit gesagt hat, so besteht zwischen Ihnen und unserem Herrn und Heiland eine sehr ernste Meinungsverschiedenheit.“

„Und die wäre?“ fragte der Priester gespannt. Jedes andere Gespräch in dem Abteil verstummte. Aller Augen richteten sich auf uns. Jeder wollte offenbar hören, was nun kommen würde.

„Die Sache ist folgende: Der Sohn Gottes sagt im Evangelium Johannes, Kapitel 5, 24: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“. Nun hat man mir berichtet, die Sprache der Priester laute: „Wahrlich, wahrlich, wir sagen euch: Wer unsere Worte hört und glaubt Dem, der uns gesandt hat, kann nie wissen, ob er ewiges Leben hat, wird nie in dieser Zeit erfahren, ob er ins Gericht kommt oder nicht, noch ob er vom Tode in das Leben übergegangen ist oder nicht“. Ich möchte nun gern von Ihnen hören, ob wirklich ein derartiger Gegensatz besteht zwischen Ihrer Lehre und der des Sohnes Gottes.“

Nie in meinem Leben werde ich den Blick vergessen, der mich bei diesen Worten traf.

„Darf ich fragen, wer Sie sind?“ stieß der Priester hervor. Er schien beinahe fassungslos zu sein.

„Durch Gottes Gnade“, erwiderte ich, „bin ich ein Mensch, der die Worte Christi gehört und angenommen hat, und der gefunden hat, daß es Worte des Lebens sind. Ich glaube, daß Gott Seinen Sohn in den Tod gegeben hat als Opfer für meine Sünden. Ich glaube ferner, daß Gott Ihn auferweckt hat aus den Toten. Und durch diesen Glauben habe ich die Erlösung durch Sein kostbares Blut, die Vergebung der Sünden, und ich weiß, daß Sein Blut reinigt von aller Sünde. Ja, ich glaube an die kostbaren Worte meines Herrn, die ich vorhin anführte. Ich weiß,

daß ich ewiges Leben habe und nicht ins Gericht kommen werde. Ich bin vom Tode zum Leben übergegangen. Ich besitze alles das, was Sein Wort mir verheißt."

Der Priester schüttelte den Kopf.

"Sie müssen entschieden im Irrtum sein", sagte er, "wenn Sie es für möglich halten, in diesem Leben Gewißheit über Ihre Errettung bekommen zu können. Was sollte denn St. Paulus meinen, wenn er sagt: „Kein Mensch weiß, ob er Liebe oder Haß verdient“?"

Ich reichte dem Sprecher meine Bibel mit den Worten: „Wollen Sie mir, bitte, zeigen, wo der Apostel Paulus derartiges sagt?"

Er wehrte ab. „Sie wissen, denke ich, in diesen Dingen besser Bescheid als ich. Sie werden die Stelle schneller finden."

„Was nicht in den Schriften des Apostels steht, kann ich auch nicht finden", versetzte ich. „Aber ich will Ihnen gern vorlesen, was er sagt. Geben Sie acht! In Apstgtsch. 13, 38. 39 fährt er, nachdem er von dem Tode und der Auferstehung Christi gesprochen hat, fort: „So sei es euch nun kund, Brüder, daß durch diesen euch Vergebung der Sünden verkündigt wird; und von allem, wovon ihr im Gesetz Moses nicht gerechtfertigt werden konntet, wird in diesem jeder Glaubende gerechtfertigt". In Röm. 5, 1 sagt er: „Da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus". Und in Kol. 1, 14 heißt es: „In welchem wir die Erlösung haben, die Vergebung der Sünden". O mein lieber

Herr, es gibt nichts, was einen Menschen so glücklich macht wie das Bewußtsein, daß seine Sünden vergeben sind.“

„Wollen Sie denn behaupten, daß die Stelle, die ich vorhin anführte, überhaupt nicht in der Bibel steht?“ fragte mein Gegenüber.

„Über die Frage der Errettung finden wir nichts dergleichen geschrieben“, erwiderte ich. „Salomo hat bei der Behandlung der Eitelkeit dieses Lebens in Pred. 9, 1 gesagt: „Weder Liebe noch Haß kennt der Mensch im voraus: alles ist vor ihnen (d. h. in der Zukunft verborgen)“. An dieses Wort denken Sie jedenfalls. Aber es paßt nicht hierher. Denn Salomo will damit nicht etwa die Gewißheiten des Evangeliums irgendwie in Frage stellen, sondern tritt einfach den törichten Meinungen der Menschen entgegen, als ob sie ihr zukünftiges Geschick selbst in der Hand hätten.“

„Nun“, meinte er, „immerhin gehört doch eine gewaltige Anmaßung dazu, sich selbst für so heilig und gut zu halten, daß man seiner Errettung ganz sicher ist. Ein Mensch mag ja manche Früchte des Geistes besitzen, aber bezüglich dieser einen Frage sollte er doch in aller Demut seine Unfähigkeit eingestehen, etwas Bestimmtes behaupten zu können.“

„Wenn der Grund der Errettung in einem guten und heiligen Leben läge, so hätten Sie allerdings recht“, antwortete ich. „Dann könnte ein Mensch nie und nimmer zu einer Gewißheit in den Ewigkeitsfragen kommen. Aber das ist ja gerade der große Irrtum, daß man annimmt, die Hoffnung des Christen ruhe auf seiner eigenen

Vortrefflichkeit und Heiligkeit oder, anders ausgedrückt, ruhe auf dem Werke des Geistes Gottes in ihm. Ich weiß wohl, daß Tausende und Aber-tausende auf diesem Wege Frieden mit Gott suchen, aber niemals hat eine Seele das sehnlichst be-gehrte Gut auf solche Weise gefunden. Nein, nicht mein Tun oder das Werk des Geistes in mir ist es, worauf ich ruhen kann, sondern einzig und allein das Werk des Sohnes Gottes für mich. „Er hat mich geliebt und sich selbst für mich hin-gegeben“, so darf ich mit dem Apostel Paulus sagen. Er ist für mich in den Tod gegangen, und die Strafe zu meinem Frieden hat auf Ihm gelegen. Ist es Anmaßung, an Den zu glauben, welchen Gott aus den Toten auferweckt hat? Er ist der Fels, der nie, in alle Ewigkeit nicht, erschüttert werden kann. Haben Sie nie in Hebr. 10 gelesen, daß das Opfer des Leibes Jesu Christi auf immer-dar vollkommen macht, und daß der Heilige Geist uns dies bezeugt? „Denn mit einem Opfer“, so lesen wir dort, „hat Er auf immerdar voll-kommen gemacht die geheiligt werden. Das be-zeugt uns aber auch der Heilige Geist; denn nach-dem Er gesagt hat: „Dies ist der Bund, den ich ihnen errichten werde nach jenen Tagen, spricht der Herr: Indem ich meine Gesetze in ihre Herzen gebe, werde ich sie auch auf ihre Sinne schreiben“; und: „Ihrer Sünden und ihrer Gesetzlosigkeiten werde ich nie mehr gedenken“. (Hebr. 10, 14—17.) Auf Grund dieses vollkommenen Opfers „h a b e n wir Freimütigkeit zum Eintritt in das Heilig-tum durch das Blut Jesu“. Und Frieden haben durch Jesum Christum bedeutet Frieden haben für

immer. Sagen Sie mir, lieber Herr, würden Sie nicht sehr glücklich sein, wenn Sie die Gewißheit hätten, daß Gott Ihnen Ihre Sünden in Christo vergeben hätte, so wie Er sie den gläubigen Ephefern und jedem Gläubigen vergeben hat, den das Neue Testament nennt?"

„Ach!“ sagte er, „hier ist nicht der rechte Platz für eine solche Unterredung. Kommen Sie mit in meine Wohnung! Da will ich Sie eines Bessern belehren.“

Mit diesen Worten stieg er aus.

Raum hatte er das Abteil verlassen, als ein junger Mann sich an mich wandte, der unserer Unterredung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Wollen Sie mir nicht noch das eine und andere über den Unterschied sagen“, bat er, „der zwischen dem Ruhen auf dem vollendeten Werke Christi für mich und dem Werke des Geistes in mir besteht?“ Erklärend fügte er hinzu, er suche schon seit Jahren ängstlich nach Errettung, aber er habe stets auf eine genügende Vertiefung des Werkes des Geistes in ihm gewartet, um so die Gewißheit zu erhalten, daß er das Zeugnis des Geistes habe und errettet sei. Ein Freund von mir, der mit mir reiste, zeigte hierauf dem Fragenden aus der Schrift, daß der Heilige Geist nicht Zeugnis darüber gibt, wie gut, sondern wie schlecht wir sind, wie ganz und gar verdorben durch die Sünde. Dann zeigte er ihm, wie Gott Seinen Sohn für unsere Sünden geopfert hat, und wie wir in dem Augenblick, da wir unsere törichten Bemühungen, durch eigenes Tun

errettet zu werden, aufgeben und, gerade so wie wir sind, mit allen unseren Sünden und unserem ganzen Elend, zu Jesu kommen, Frieden haben, gemäß Seiner eigenen Verheißung: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. Er zeigte ihm mit einem Wort, daß der Heilige Geist nicht etwa irgendeinem Vorgang oder einer Wirkung in uns, sondern vielmehr der Herrlichkeit der Person und des Wertes Christi Zeugnis gibt. Da wurde es hell in der Seele des jungen Mannes, und im nächsten Augenblick bekannte er, in Frieden auf dem kostbaren Blute Christi zu ruhen.

So benutzte Gott die scheinbar erfolglose Unterredung mit dem Priester, um eine andere Seele frei zu machen von eigenen verkehrten Gedanken und ihr Seinen Frieden zu schenken. Vielleicht enthält das Gehörte auch etwas für den Leser dieser Zeilen. Christus und Christus allein hat „Frieden gemacht durch das Blut Seines Kreuzes“. (Kol. 1, 20.) Das bedenke, und danach triff deine Entscheidung!

Eine Evangelisationsreise unter Schwierigkeiten.

Auch das Reisen ist in unserer Zeit, die so reich ist an Schwierigkeiten und Mühen, mit Unannehmlichkeiten verbunden. Und doch ist es damit heutzutage noch unendlich viel besser bestellt,



als in früheren Zeiten. Wenn die Eisenbahnzüge auch häufig ungeheizt sind und nicht in der Weise verkehren, wie man es gewöhnt war, so kann der Evangelist, der im Dienste seines Herrn reist, im allgemeinen doch mühelos dahin kommen, wo er seine Arbeit tun will.

Wie anders war das in den Zeiten, wo man keine Eisenbahnen kannte! Ganz abgesehen davon, daß die Gläubigen, besonders die, welche das Evangelium verkündigten, in früheren Tagen oft mannigfachen Verfolgungen auf der Reise ausgesetzt waren, war das Reisen an und für sich schon sehr beschwerlich, wenn nicht gefährlich.

Anschaulicher, als Worte es vermögen, zeigt uns unser Bild die Mühen einer Evangelisationsreise im Winter. Einer der beiden Männer, welcher von ihnen, weiß ich nicht, ist Johannes Wesley, der Gründer des Methodismus. Er machte diese Reise im Beginn des Jahres 1747 von London aus nach dem Norden.

„Regen und Hagel“, berichtet Wesley selbst, „waren so heftig, daß sie durch Kleider, Stiefel und Unterzeug drangen. Darauf froz alles durch und durch, selbst in unseren Augenbrauen hingen Eisstücke. Kein Wunder, daß wir, als wir in Stilton ankamen, fast kraft- und bewegungslos waren.“

Nachdem die Reisenden sich ein wenig gewärmt und ausgeruht hatten, ging es aufs neue in Kälte und Schneegestöber hinaus, bis sie gegen Abend ein Städtchen erreichten. Am nächsten Morgen hieß es, an Weiterreisen sei nicht zu denken, da die Straßen für Pferde ungangbar seien. „Nun“,

meinte Wesley, „dreißig Kilometer kann man auch zu Fuß am Tage zurücklegen. Wir führen einfach unsere Pferde am Zügel.“ Gesagt, getan. Die Reise ging weiter, aber unter welchen Beschwerlichkeiten! Der scharfe Nord-Ost, der nicht nachlassen wollte, hatte den Schnee an vielen Stellen zu hohen Haufen zusammengeweht, sodaß ein Durchkommen schier unmöglich war. Aber die Tatkraft Wesley's machte auch das unmöglich Scheinende möglich. Abwechselnd reitend und ihre Pferde am Zügel führend, erreichten die beiden Männer nach zwei Tagen ihr Reiseziel. Mehrfach hatten sie unterwegs Gräben und Kanäle durchwaten müssen, da die Eisdecke sie nicht trug. Hinzu kam, daß Wesley während dieser ganzen Zeit an schlimmen Zahnschmerzen litt, die ihn unaufhörlich quälten. Aber weder durch die Schmerzen noch durch die Mühen und Gefahren der Reise ließ der treue Mann sich auf dem Wege aufhalten. Er war nur zu froh und dankbar, als am Ziele seine Zuhörer das Evangelium gern aufzunehmen schienen. Das entschädigte ihn reichlich für alle erlittene Unbill.

Sind die Treue und der Eifer dieses Mannes Gottes nicht nachahmenswert? Unwillkürlich erinnern sie uns an die Worte des Apostels Paulus in 2. Kor. 11: „Oft auf Reisen, in Gefahren auf Flüssen, in Gefahren unter Räubern . . ., in Arbeit und Mühe, in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße“. Ach, daß wir oft so bequem und lässig sind! Gott helfe allen Seinen Kindern, treu erfunden zu werden!



Zwei „Müssen“.

In Seiner Unterredung mit Nikodemus gebraucht der Herr zweimal das Wort „müssen“, und jedesmal ist es von gewaltiger Tiefe und großer Kraft. Es ist daher der Mühe wert, einen Augenblick bei den beiden Fällen zu verweilen.

1. Ihr müßet von neuem geboren werden.

Das erste „müssen“ findet sich in Joh. 3, 7. Dort lesen wir: „Bewundere dich nicht, daß ich dir sagte: Ihr müßet von neuem geboren werden“.

Dieses Wort setzt den Menschen und sein Tun, und wäre er auch der edelste und sein Tun das beste, völlig beiseite. Wenn ich, um ins Reich Gottes eingehen zu können, (denn darum handelt es sich in der Unterredung) von neuem geboren werden muß, wenn ich dazu eine ganz neue Natur haben, eine ganz neue Schöpfung werden muß, dann ist es nicht von ausschlaggebender Bedeutung, was für ein Mensch ich bin; ich mag ein Ehrenmann sein oder nicht, unter allen Umständen bin ich ausgeschlossen von dem Baume des Lebens, wohin schon dem ersten gefallenem Menschenpaar der Weg versperrt wurde durch „die Flamme des kreisenden Schwertes“. (Vergl. 1. Mose 3.) Der Mensch, wie er aus der Hand des Schöpfers hervorging, war geschaffen im Bilde und Gleichnis Gottes. Er war makellos. Aber Adam fiel. Und seitdem trägt jeder Mensch, der in diese Welt hineingeboren wird, das Bild und Gleichnis eines gefallenem Geschöpfes. Nicht von ungefähr heißt

es in 1. Mose 5, 3: „Und Adam zeugte einen Sohn in seinem Gleichnis, nach seinem Bilde“. Und dieses Bild behält er sein Leben lang. Daher die allumfassende, ernste Bedeutung des Wortes unseres Herrn: „Ihr müßet von neuem geboren werden“. Der Herr sagte nicht: „Ihr müßt an eurer Beredlung arbeiten, müßt euch Mühe geben, bessere Menschen zu werden; ihr müßt euer Leben ändern und wieder von vorn beginnen“. Wäre das der Fall gewesen, so hätte Nikodemus nicht zu fragen brauchen: „Wie kann dies geschehen?“ Er hätte als Pharisäer die Belehrung gut verstanden. Besserung des Lebenswandels, Beredelung des Charakters, ständiges Arbeiten an sich selbst, das alles waren Forderungen, die einem ehrlichen Pharisäer verständlich waren. Aber das Wort: „Ihr müßet von neuem geboren werden“, stieß alle seine bisherigen Meinungen über den Haufen. Ein solches Wort kann nur ein Mensch verstehen, der mit sich und seinem Tun zu Ende gekommen ist und erkannt hat, daß in ihm, das ist in seinem Fleische, nichts Gutes wohnt, mit einem Wort, ein Mensch, der sich völlig bankrott sieht und weiß, daß er aus eigener Kraft nie wieder in die Höhe kommen kann. Nur ein solcher empfindet, daß er ein ganz neues Leben bedarf, auf das die Bankrotterklärung des bisherigen keine Anwendung findet.

Welch eine Tragweite liegt zugleich in dem Wörtchen „muß“! Es wendet sich an jedermann ohne Ausnahme. Es spricht zum Gewohnheitstrinker wie zu dem, der sich grundsätzlich jedes geistigen Getränks enthält, zum Lasterhaften wie

zum Ehrenhaften, zum Lügner wie zum Wahrheitsliebenden. Es wendet sich an jedermann, ob hoch oder niedrig, edel oder unedel, reich oder arm, ob Katholik, Protestant, Mohammedaner, Jude oder Heide. Es geht viel weiter als alle Forderungen, die je an das sittliche Verhalten eines Menschen gestellt werden könnten. Es redet nicht von einer Befiegung der Leidenschaften, von Erstötung aller unedlen Triebe, von einem Sichversenken in religiöse Betrachtungen und dergl., wovon man heute so viel hören kann; auch greift es nicht in die Verhältnisse ein, wie die Begriffe von Recht und Billigkeit sie geschaffen haben. Es tritt an jedermann heran mit seinem klaren, unzweideutigen und bestimmten: „Ihr müßet von neuem geboren werden“. Es fordert nicht Umwandlung, nicht Verbesserung, sondern **Wiedergeburt** und **Sühnung**. Und es läßt keinen Ausweg. „Ihr müßt!“ so klingt es durch die Jahrtausende hindurch.

2. Also muß der Sohn des Menschen erhöht werden.

Auf das „Ihr müßt!“ des Sohnes Gottes, das wir bisher besprochen, erhebt sich auch für den Menschen unserer Zeit die Frage: Wie kann dies geschehen? Wie kann man das neue Leben erhalten? Darauf gibt das zweite „Muß“ unseres Herrn die Antwort.

„Gleichwie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, also muß der Sohn des Menschen erhöht werden, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ Diese Worte sind nicht mißzuverstehen. Ein zweiter Mensch

ist auf den Schauplatz getreten. Es gibt zwei Menschen und zwei Muß. Der erste Mensch muß von neuem geboren werden, der zweite muß erhöht werden. Mit einem Wort: Das Kreuz ist die herrliche Lösung der Schwierigkeit, die göttliche Antwort auf das „Wie?“ des Menschen. Hat das erste „Muß“ mich zu Boden geschmettert, hat die scheinbare Unmöglichkeit des von mir Verlangten mich an den Rand der Verzweiflung gebracht, welche Erleichterung bringt dann das zweite „Muß“ meinem Herzen! „Der Sohn des Menschen muß erhöht werden.“ Warum mußte Er denn erhöht werden? Weil das neue Leben, das ich haben muß, nur im Sohne ist, und weil es nur durch Seinen Tod mein werden konnte. Der Tod des zweiten Menschen ist das einzige Mittel, durch welches dem ersten Leben zuteil werden konnte, das einzige, das mir ewiges Leben gibt. Ein Glaubensblick auf den am Kreuz auf Golgatha erhöhten Christus bedeutet für den hoffnungslos Verlorenen ewiges Leben. Mit dem gläubigen Hinschauen und Annehmen des Werkes Christi kehrt Leben und Kraft in die Seele ein. Ein jeder, der sich einfältig unter Gottes Urteil beugt und in Anerkennung seines sündigen, verlorenen Zustandes an den Sohn Gottes als gestorben und auferweckt glaubt, ist „aus Wasser und Geist geboren“, hat ewiges Leben, ist eine neue Schöpfung geworden und aus der Finsternis zum Licht, von Satan zu Gott gekommen.

Teurer Leser! Weil Gott nicht wollte, daß du ewig verloren gingest, mußte der Sohn Gottes ans Kreuz erhöht werden, mußte Gott dieses

unendlich schwere Opfer bringen. Das ist Liebe, nicht wahr? wahrhaft göttliche Liebe! Möchte diese Liebe dein Herz aufschließen, damit du die Kraft und Tiefe, die Schönheit und Herrlichkeit erkennst, die in den beiden „Muß“ liegen!

Der Sünder von Anfang.

Vor einiger Zeit verkündigte ich im sogenannten „Siegerland“ das Evangelium. Die wenigen Kinder Gottes am Ort hatten zu den Versammlungen eingeladen, und über Erwarten viele waren der Einladung gefolgt.

Gleich am ersten Abend fiel mir unter den Zuhörern eine junge Frau auf durch ihren traurigen, schwermütigen Blick. Auch die folgenden Abende war sie da, und stets lauschte sie, wie es schien, mit gespannter Aufmerksamkeit. Aber ihr Gesichtsausdruck blieb derselbe.

Am dritten Tage meines Aufenthalts besuchte ich sie. Sie schien über mein Kommen erfreut zu sein, ließ ihre Arbeit ruhen und setzte sich zu mir.

Nach einigen einleitenden Worten fragte ich sie, ob sie glücklich sei.

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Nein, ich bin sehr unglücklich.“

„Weshalb denn?“

„Weil ich verloren bin.“

„Und warum sind Sie verloren?“

„Weil ich eine Sünderin bin.“

„Aber, Frau L.“, wandte ich ein, „für verlorene Sünder ist doch Jesus Christus am Kreuz

auf Golgatha gestorben. Auch für Ihre Sünden ist Sein Blut geflossen. Warum gehen Sie nicht mit Ihren Sünden zu Jesu? Sie sollen sehen, wie Sie durch den Glauben an Ihn glücklich werden! Dann kehren mit einermal Ruhe und Frieden in Ihr Herz und Haus ein."

Die Tränen liefen Frau L. über die Wangen. „Wie gern möchte ich glauben“, stieß sie schluchzend hervor, „aber ich kann nicht.“

Ich hatte den Eindruck, daß der Feind hier seine ganze Macht aufbot, um eine arme, geängstigte Seele in seiner finstern Knechtschaft festzuhalten. Meine Frage, ob etwas Besonderes auf ihrem Lebenswege liege, was ihr die Pforte zum ewigen Leben verschließe, beantwortete sie nur mit einem langen, verzweifelten Blick. Eine peinliche Stille folgte. Keines sagte ein Wort. Plötzlich legte Frau L. den Kopf auf den Tisch, und unter wildem Schluchzen kamen stoßweise die Worte über ihre Lippen:

„Für mich — ist es — zu spät! — Für mich — gibt es — keine — Rettung — mehr!“

Ich war tief erschüttert. Wie groß ist doch die Macht Satans, des Lügners und Menschenmörders! dachte ich bei mir. Erst flüstert er der beunruhigten Seele zu: „Du hast noch Zeit!“ Macht sich aber die Seele wirklich auf und fragt angstvoll nach dem Rettungswege, so sagt er: „Jetzt ist's zu spät. Du hast es zu schlimm getrieben.“

Ich nahm meine Bibel zur Hand, und nachdem Frau L. sich etwas beruhigt hatte, sagte ich:

„Liebe Frau L., das hat Ihnen der Teufel gesagt, der Lügner von Anfang. Passen Sie auf!

Nicht lange dauert's, dann flüstert er Ihnen zu: Geh ins Wasser, oder: Nimm dir einen Strick und mache deinem elenden Leben ein Ende! In den Himmel kommst du doch nicht mehr. Dazu ist's zu spät!"

Dann hob ich die Bibel in die Höhe und fragte:

„Wissen Sie, was das für ein Buch ist?“

„Es ist die Bibel, Gottes Wort“, lautete die Antwort.

„Nun hören Sie, Frau L. Ich lese Ihnen jetzt etwas aus Gottes Wort vor, ein Wort von dem Gott, der nicht lügen kann. Hören Sie gut zu! „Da ist kein Gerechter, auch nicht einer; da ist keiner, der verständig sei; da ist keiner, der Gott suche. Alle sind abgewichen, sie sind allesamt untauglich geworden; da ist keiner, der Gutes tue, da ist auch nicht einer.“ Was sagen Sie zu diesen Worten, Frau L.? Hat Gott recht, wenn Er so von dem Menschen spricht? Gilt das Wort auch Ihnen?“

„Ja, ich bin verloren!“ kam es, wenn möglich noch trauriger als vorher, über die Lippen der armen Frau.

„Nun, dann hören Sie weiter!“

Ich schlug Joh. 3, 16 auf, die bekannte Stelle, jedermann verständlich, und doch voll tiefster Bedeutung, das kostbare Wort aus dem Munde des Herrn, das schon so unzähligen Seelen, alten und jungen, zu ewigem Heil gedient hat. Langsam und nachdrücklich fing ich an: „Also hat Gott die Welt geliebt, — nur Frau L. nicht, — daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, — nur Frau L. nicht, — der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, — nur Frau L. nicht, — sondern

ewiges Leben habe, — nur Frau L. nicht." Ich hielt inne und blickte mein Gegenüber ernst an. Staunend sah sie zu mir auf.

"Hat Gott so geredet in Seinem Wort?" fragte ich dann.

"Nein, so heißt der Spruch nicht."

"Dann sagen Sie mir doch, bitte, wie er heißt."

Sie gehorchte. Klar und deutlich wiederholte sie das herrliche Wort, das der Lehrer ohne Gleichen einst dem Lehrer Israels sagte, der in dunkler Nacht zu Ihm kam.

"Nun, liebe Frau L., macht Gott Ausnahmen, macht Er Einschränkungen irgend welcher Art? Sagt Er nicht: auf daß jeder, hören Sie: **jeder**, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe? Steht der Vers nicht auch für Sie geschrieben, gerade so wie die Stelle aus dem Römerbrief für Sie geschrieben steht?"

Schon während Frau L. den Spruch hersagte, war ein heller Schein über ihr bisher so trauriges Gesicht gegangen. Jetzt kamen aufs neue Tränen. Aber diesmal waren es Freudentränen. Glückstrahlend rief sie:

"Ja, das steht auch für mich da! Ich war verloren. Aber Jesus ist mein Retter. Meine Sünden sind vergeben."

Ich selbst vermochte die Tränen kaum zurückzuhalten. Wie Großes hatte der Herr getan! Satan war besiegt, und die Gnade triumphierte.

"Sind Sie jetzt glücklich, Frau L.?" fragte ich, obwohl es dieser Frage kaum bedurft hätte, denn daß sie glücklich war, das kündete ihr Gesicht an, besser, als Worte es vermochten.

„O ja, ich bin glücklich!“

„Aber wenn das nun einmal wieder anders werden sollte? Sie wissen, Gefühle wechseln; sie lassen sich leicht beeinflussen. Was aber dann?“

Einen Augenblick sann sie nach. Dann rief sie:

„Wenn alles sich ändert, das was der Herr Jesus in Joh. 3, 16 gesagt hat, das ist und bleibt die Wahrheit.“ —

Auch an den letzten beiden Abenden sah ich Frau L. in der Versammlung. Wie sah sie jetzt so ganz anders aus als vorher! Sie war in der Tat ein glückliches Menschenkind geworden.

Gleichst du, lieber Leser, jener Frau und hörst auf die Einflüsterungen des Feindes? Dann mache es auch wie sie und glaube dem Worte Jesu! „Jeder, der an Ihn glaubt, geht nicht verloren, sondern hat ewiges Leben.“ Ein verlorener Sünder und ein suchender Heiland gehören zusammen. Doch ergreife das Heil, solange es „heute“ heißt!

„Der Seine Diener zu flammendem Feuer macht.“

In einem Dorfe Westfalens lebte ein gläubiger Vater mit seiner Tochter. Das Mädchen wollte nichts von Jesu wissen, und auf alle Bitten des Vaters, sich zum Heiland zu wenden, antwortete sie: „Ich bin noch so jung. Ich muß doch auch die Welt ein wenig kennen lernen. Befehlen kann ich mich ja später noch.“ Nur ihrem Vater zuliebe

besuchte sie mit ihren zwei Freundinnen ab und zu eine christliche Versammlung.

Da wurden die beiden Freundinnen bekehrt. Minna, die nach wie vor nichts von Bekehrung wissen wollte, mied fortan den Verkehr mit ihren Freundinnen. Der Vater war sehr betrübt. Allein und mit anderen Gläubigen betete er viel für seine irregeleitete Tochter.

Es war ein heißer, trockener Sommer. Die Erde dürstete nach Regen, und die Landleute blickten voller Sorge zu dem stets blauen, wolkenlosen Himmel empor.

Eines Tages war Minna eifrig im Hause mit Putzen und Fegen beschäftigt. In den nächsten Tagen wurde die Großmutter aus der Stadt zu Besuch erwartet. Da sollte alles glänzen vor Sauberkeit. Es war unerträglich schwül. Als Minna in der „guten Stube“ mit dem Putzen der Fenster beschäftigt war, bemerkte sie, wie der Himmel sich bewölkte. Bald zogen schwere, schwarze Wolken herauf. Das Mädchen hatte die Fenster kaum halb gepuht, da wirbelten bereits Staubwolken auf, die Vorboten des nahenden Unwetters. Minna sprang zu ihrem Vater und rief: „Vater, wir bekommen Regen. Es wird so dunkel.“ Dann kehrte sie wieder ins Zimmer zurück. Gleich darauf zuckten grelle Blitze. Unaufhörlich rollte der Donner. Schließlich schien alles in Feuer zu schwimmen. Nachdem das Unwetter sich einigermaßen ausgetobt hatte, gab Minna sich wieder an die Arbeit. Im gleichen Augenblick fuhr ein blendender Blitzstrahl hernieder, unmittelbar gefolgt von einem donnernden Krachen. So furchtbar war der Schlag, daß der Vater, fest

überzeugt, es müsse in seinem Hause eingeschlagen haben, entsetzt von einem Zimmer ins andere lief. So kam er auch in die Stube, in der seine Tochter gearbeitet hatte. Ein Angstschrei entfuhr seinen Lippen. Regungslos lag sein Kind am Boden. Bei seinem Schrei jedoch richtete sie sich auf, rief laut: „Vater, ich muß einen Jesus haben!“ und sank dann betäubt zurück. In tiefem Schrecken beugte der Vater sich über sie. Nachbarn kamen herzugelaufen. Minna rührte sich nicht. Oberhalb der linken Hüfte zeigte das Kleid einen braunen Fleck. Von diesem zog sich eine dünne Linie hinab bis in die äußerste Fußspitze des linken Beines. Aber nirgendwo waren die Kleider versengt. Nach einiger Zeit wachte Minna aus ihrer Betäubung auf. Als sie ihren Vater erblickte, rief sie: „Vater, ich gehe verloren. Ich muß einen Jesus haben!“ Da sprang der Vater in die Höhe und rief jubelnd und Gott lobend: „Dem Herrn war's nicht um die Kleider zu tun, sondern um meine liebe Tochter selbst!“

Es war so. Die suchende Liebe des Heilands hatte endlich ihren Zweck erreicht. Im Verein mit dem Vater und den beiden Freundinnen schrie Minna zum Herrn um Gnade und Erbarmen. Und Er hörte. Als sie leiblich genas, war auch ihre Seele gesundet. Frohlockend sang sie:

„Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert!“

Der glückliche Vater aber rief: „Er macht Seine Engel zu Winden und Seine Diener zu flammendem Feuer!“